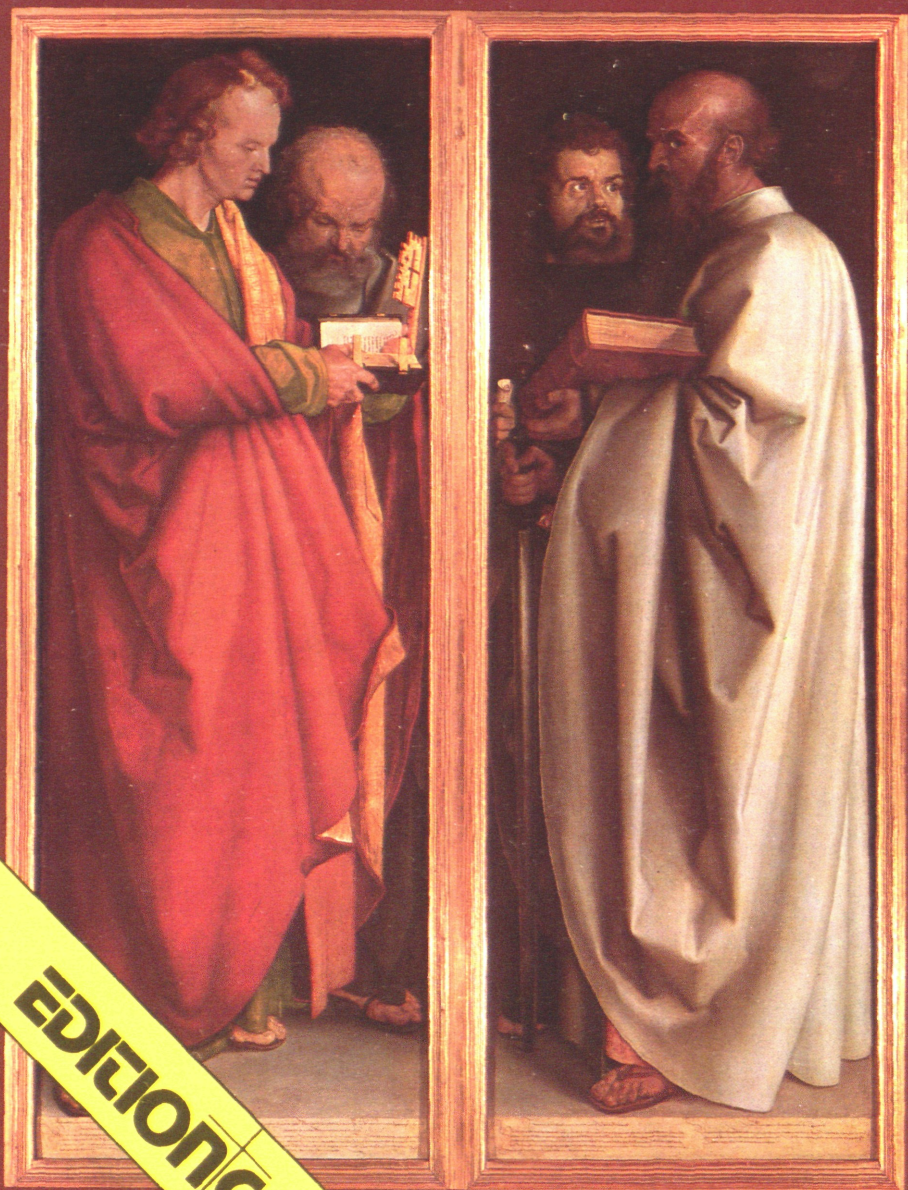


...der bringt viel Frucht

David Jaffin



EDIZIONE C

VLM

David Jaffin

... der bringt viel Frucht
Gemeinde Jesu in der Nachfolge



Verlag der
Liebenzeller Mission
Bad Liebenzell

An meine Gemeinde Malmsheim

ISBN 3 88002 186 4

Alle Rechte vorbehalten, auch der auszugsweisen Wiedergabe und Fotokopie

© Copyright 1983 by Verlag der Liebenzeller Mission, Bad Liebenzell

Umschlagfoto: „Die vier Apostel“ von Albrecht Dürer (Bayer. Staatsgemäldesammlungen - Alte Pinakothek, München). Foto von Joachim Blauel,

Artothek, Planegg

Fotosatz: Setzerei Blaich · Straubenhardt-Schwann

Herstellung: Druckservice Heinzelmann, Metzingen

Printed in W.-Germany

Inhalt

Einleitung	7
Es geht um unsere Kirche – Maria und Martha	9
Zur Einweihung eines Hauses	14
Wer richtet wen?	17
Der innere und der äußere Mensch	22
Christen und Juden	26
Die rechte Zeit	33
Der wahre Hirte	39
Der barmherzige Samariter	44
Der Ruf in die Nachfolge	50
Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig	54
Die Furcht des Herrn ist der Anfang aller Weisheit	58
Christ – Christentum – Christus	63
Am Ende der Tage	68
Reformationssonntag	73

Einleitung

Die Propheten im Alten Testament riefen ständig zur Rückkehr zum Gott Israels auf, und sie verkündigten, ihre Hörer müßten lernen, daß er allein der Herr ist, daß die Furcht Gottes der Anfang aller Weisheit ist und daß wir allein in ihm zu uns selbst finden. Neutestamentlich ausgedrückt heißt es: „Nicht ich lebe, sondern Christus in mir.“ Darum hat Jesus in Bethanien Maria ihrer Schwester Martha gegenüber bevorzugt, denn die hörte auf ihn, auf sein Wort, denn sie bekam ihre Kraft aus der Stille vor ihm.

Aber unsere Kirchen und Gemeinden sind mehr eine „Marthakirche“ geworden, Kirchen der Tat, oft emanzipiert von ihrem wahren Selbst und Auftrag in und durch den Herrn, aus seiner Nähe zu missionarischem Eifer. Unser Wissen um den Auftrag ist geschmälert, gerade weil wir zu wenig auf ihn allein vertrauen und so sehr auf den Zeitgeist hören.

Gottes Wort aber ist zentriert auf ihn, auf sein Wesen, auf seine Macht, auf seine Gerechtigkeit, auf seine Liebe, auf seine Führung. Und kein Buch, welches versucht, Christen an die Aktualität seiner Herrschaft in der Nachfolge zu erinnern, kann etwas anderes tun als Jesus Christus als den wahren Herrn zu verkündigen: „Wer in mir bleibt und ich in ihm, *der bringt viel Frucht*; denn ohne mich könnt ihr nichts tun“ (Joh. 15,5).

Malmsheim, im April 1983

David Jaffin

Es geht um unsere Kirche – Maria und Martha

38 Es begab sich aber, da sie weiterzogen, kam er in ein Dorf. Da war eine Frau mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus.

39 Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu.

40 Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: Herr, fragst du nicht danach, daß mich meine Schwester läßt allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife!

41 Der Herr aber antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe.

42 Eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden.

(Luk. 10,38–42)

Der Text schildert zwei verschiedene Möglichkeiten, wie man dem Herrn dienen kann. Das Urteil Jesu, welcher von beiden Wegen in diesem Fall der bessere ist, überrascht uns. Martha erscheint in der Geschichte als fleißige, fürsorgliche Hausfrau. Sie kennt ihre Pflichten. Wenn Jesus schon bei ihr einkehrt, möchte sie es ihm so recht behaglich machen und ihm alle Ehre erweisen, die ihm zukommt. Sorgfältig plant und handelt sie und lenkt die Dinge in die richtigen Bahnen. Sie ist der Typ Frau, bei dem man gut aufgehoben ist – selbstverständlich und unaufdringlich zupackend und voller Hingabe.

Jeder Mann müßte sich glücklich schätzen, der sich und seine Kinder und seine Wohnung einer solchen Frau anvertrauen kann. Und auch im Amt eines Pfarrers bedeutet es eine große Erleichterung, wenn viele „Martha-Typen“ mit ihrer Einsatzbereitschaft zu seiner Gemeinde gehören. Sie schaffen das Nötige schon, sie sorgen dafür, daß alles läuft. Ihnen verdankt es die Kirche, wenn

ihr Gesicht vom Dienst aneinander, vom menschlichen Einsatz geprägt ist. Diese Frauen mit ihrem Fleiß, ihrem Ordnungssinn und ihrer Fürsorglichkeit gegenüber dem Nächsten sind einfach unentbehrlich in dieser Welt.

Doch geht es Jesus in dieser Geschichte offensichtlich um mehr als nur um einen Menschentyp. Es geht um ein Bild der Kirche selbst. „Die Kirche“ ist dem Artikel nach weiblich, und im Neuen Testament wird die Gemeinde Jesu durch das Bild der Braut sinnbildlich dargestellt. Martha und Maria treten hier symbolhaft als Menschen in der Nachfolge Jesu auf, die ja von der Kirche als Ganzes angestrebt wird. Die beiden Frauengestalten mögen uns eine Hilfe sein, wenn wir den Weg unserer Kirche in die Zukunft beurteilen wollen.

Die Kirche von heute und morgen ist „Martha-Kirche“. Diakonie, dieser großartige Dienst am Nächsten, wird großgeschrieben. Es geht um den Einsatz für andere, um Mitmenschlichkeit, um den Kampf gegen die Not in der Welt. Wir lassen die Menschen nicht in ihrem Elend stecken, das Pflegen und Zupacken gehört zu unserem Lebensprogramm. Wir halten Ausschau nach Möglichkeiten des Helfens; und man sucht uns auch, um jemand zu haben, der die Lasten mitträgt. Auch Martha wollte ja Jesus seinen Weg erleichtern, ihn betreuen.

An dieser Haltung ist an sich nichts Falsches. Wir sollen uns, wie Jesus, um Kranke, um Lahme und Blinde kümmern. Wir sollen ihnen helfen und ihnen das Leben leichter machen. Wir sind dazu da, uns um die Außenseiter der Gesellschaft zu kümmern, um die Behinderten oder diejenigen, die sich selbst ausgeschlossen haben durch Drogen- und Alkoholmißbrauch oder durch Kriminalität.

Jesus hat einmal gesagt, daß wir für ihn tun, was wir einem dieser Geringsten unter unseren Mitmenschen an Hilfe gewähren. Weil wir Jesus lieben und weil er die Welt und seine ganze Schöpfung liebt, sind wir dazu da, seine Fahne hochzuheben, als Kirche zu den Schwachen und Entrechteten zu stehen. Wir kämpfen, wie er, um die Umkehrung der Werte. Er wurde in einem Stall geboren und starb in äußerster Hilflosigkeit am Kreuz. Er suchte die Sünder; die Verlorenen, die Armen und Schwachen; und darin sollen wir ihm folgen.

Martha steht einsatzbereit und mit ganzer Person in der Nachfolge Jesu. Darin kann sie uns Vorbild sein. Sie repräsentiert eine Kirche, wie wir sie heute so gerne haben möchten. Da ist nichts von Selbstsucht, von der Betonung gesellschaftlicher Rangordnungen, von theologischen Streitereien und dem Rückzug in die Welt der Innerlichkeit und der untätigen Reflexionen zu spüren. So zeigt sich eine Kirche der Tat, eine Kirche in der Welt und für die Welt.

Eine solche Kirche wird die Welt durch ihren Einsatz besser machen, wird um Jesu willen nie mehr zur Ruhe kommen. Dann kann niemand uns mehr nachsagen, daß wir altmodisch sind, daß wir nur uns selbst oder einer veralteten politischen und sozialen Ordnung dienen. Eine solche Kirche ist progressiv und ist menschlich. Als Vertreter einer solchen „Martha-Kirche“ trat in einer Fernseh-Serie ein Pfarrer auf. Mit Recht hatte er für Unterdrückte gekämpft, verhandelt, Streit beigelegt, gewaltigen Einsatz für Menschen in Not geleistet. Ein solcher Mann kann ein wahrer Held sein in einer egoistischen Zeit wie der unseren, in der zwar viel über Mitmenschlichkeit geredet, aber oft wenig dafür getan wird.

Wie kommt es dann, daß Jesus in unserem Text Maria und ihre Art, ihm zu dienen, noch viel höher einschätzt als Martha und ihren Einsatz? Es leuchtet uns nicht ein und kommt uns unbarmherzig vor, daß Maria für ihre Haltung noch ein Lob erhält.

Was hat sie denn getan? Menschlich gesprochen nichts. Sie sitzt einfach nur da und hört zu. Doch dann kommt die entscheidende Frage: Wem hört sie zu? An dieser Stelle wird der Akzent gesetzt, auf den es allein ankommt. Maria hört Jesus, unserem Herrn, zu. Dazu hatte Martha bei all ihrem Fleiß und ihren guten Werken kaum Zeit. Sie war ständig in Bewegung, sie erschöpfte sich in eigenen Aktivitäten.

Was bedeutet das nun, auf die Situation der Kirche übertragen? Das Hören auf Jesus vollzieht sich für uns im Lesen und Hören der Heiligen Schrift, im Nachdenken darüber und im Gebet. Für viele mag das unmodern klingen. Vielleicht taucht dabei das Bild älterer Frauen in uns auf, die sich zwar treu zur Gemeinde halten, aber sonst nichts Rechtes mehr zu tun haben. Sie be-

schränken sich auf fromme Gedanken, und im übrigen hat ihr Leben wenig Nutzen für andere. Ist das nicht frommer Egoismus? Haben wir das Recht auf die Freude an dieser inneren Gemeinschaft mit Gott, wo wir doch in einer Welt voll von Angst, Leid und Not leben? Ist nicht die Einsatzbereitschaft, die Aktivität für den Nächsten, das einzig Sinnvolle für einen Christen?

Jesus antwortet auf die letzte Frage mit einem klaren „Nein“, das er an Martha richtet. Marias Haltung und ihre Art der Nachfolge hat bei ihm den Vorzug. Dabei war Jesus doch selbst ein sehr aktiver Mensch, der sich in jeder Situation um seinen Nächsten kümmerte. Er sah die Unterdrückten oder sonstwie Bedrängten und half, wo ihm Not begegnete. Doch damit haben wir nur eine Seite seines Lebens und Wesens erfaßt. Bevor er die großen Wunder geschehen ließ, bevor er im Dienst an seinen Nächsten aktiv wurde, zog er sich immer wieder von den Menschen zurück, löste sich aus der Menge und ging an einen einsamen Ort, um im Gebet mit seinem Vater zu reden, um auf ihn zu hören. Er ließ sich zuerst die Kraft von Gott schenken, und dann ging er zu den Menschen und setzte sich für sie ein.

Es war zuerst und zutiefst die Haltung der Maria, in der er dem Vater begegnete. Und dann erst diente er den Menschen, gab er das Empfangene weiter. Er wußte, daß ohne die Kraft Gottes diesem Dienst das Entscheidende fehlen würde, weil der Dienende sich dabei nicht hingab, sondern im tiefsten Grunde sich selbst suchte. Jesus heilte auch nicht jeden Kranken, der ihm begegnete, sondern nur diejenigen, die an ihn glaubten oder die von ihren Angehörigen oder ihnen Nahestehenden im Glauben zu ihm gebracht wurden. In einem Fall war es sogar der Arbeitgeber (beim Hauptmann von Kapernaum), der den Weg zu Jesus für seinen Untergebenen ging.

Jesus schätzte den Glauben eindeutig höher ein als die Tat. Und dieser Maßstab gilt auch für die Kirche von heute und morgen – er hat zu allen Zeiten gegolten. Nicht menschliches Tun bildet das Fundament unserer Kirche, sondern der gekreuzigte und auferstandene Herr. Darum ist ein Handeln für Jesus und in seinem Sinn in Wirklichkeit nur unter seinen Augen, nach dem Gespräch mit ihm, nach dem Hören auf ihn möglich. Diese Voraussetzungen sind nach unserem Text in den Augen Jesu

wichtiger als das Tun selbst. Es geht nicht nur um eine zeitliche Vorrangigkeit, sondern auch um eine qualitative. Diesem Urteil Jesu haben wir uns auch heute noch zu beugen.

Merkwürdigerweise wird in den am meisten bedrängten und unterdrückten Gemeinden diese Rangfolge am ehesten beachtet. Das läßt sich zum Beispiel an der Untergrundkirche in Rußland nachweisen. Das Kreuz Jesu, sein Leiden und seine Gegenwart stehen im Mittelpunkt dieser Gemeinden und nicht die Not ihrer Glieder.

Wir brauchen in unserer Kirche und Gesellschaft die „Marthas“. Sie sind unentbehrlich. Aber ohne die „Marien“ wären die Christen eine Gemeinschaft von Menschen, die mit ihren Gedanken nur an ihren guten Werken, an ihrem Tun hängen bleiben. Die tiefste Kraft, die uns nur vom gekreuzigten und auferstandenen Herrn immer wieder neu zufließt, würde uns fehlen. Die diakonischen Werke, die „Marthas“ brauchen unser Geld. Die „Marien“ brauchen es nicht. Geld ist keine Alternative zum Beten, zum Lesen in der Heiligen Schrift, zum Nachsinnen darüber, was Gott uns sagt und von uns will.

Wir wollen darum bitten, daß Gott uns Marias Art der Nachfolge wieder neu entdecken läßt, das andächtige, verborgene Hinhören als Mittelpunkt unseres Daseins. Nur aus dem Wort und der Wahrheit Jesu Christi kommt das Leben, und nur durch ihn kann Leid und Verzweiflung, Angst, Not und Tod überwunden werden.

Zur Einweihung eines Hauses

24 Darum, wer diese meine Rede hört und tut sie, der gleicht einem klugen Mann, der sein Haus auf den Felsen baute.

25 Da nun ein Platzregen fiel und die Wasser kamen und wehten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht; denn es war auf den Felsen gegründet.

26 Und wer diese meine Rede hört und tut sie nicht, der ist einem törichtem Mann gleich, der sein Haus auf den Sand baute.

27 Da nun ein Platzregen fiel und kamen die Wasser und wehten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und tat einen großen Fall.

(Mt. 7,24–27)

Wenn wir ein Haus bauen wollen, das fest steht, müssen wir auf das Wort Jesu hören und es auch tun – so mahnt uns der Herr. Ein solches Haus sei auf einen Felsengrund gebaut, so sagt er uns in seinem Wort. Glauben wir das wirklich, daß die Bibel, das Wort und das Leben Jesu ein solches Haus wie dieses entscheidend beeinflussen kann? Ist sein Bestand nicht vielmehr eine Frage guter Ingenieure und Techniker, der Bodenbeschaffenheit und des Materials?

Natürlich spricht Jesus hier nur im übertragenen Sinne. Er meint zweierlei: Wenn ich nicht mitten unter euch bin, ist all euer Tun vergänglich und hat keinen Bestand. Ein Haus, das von Menschen für Menschen gebaut worden ist, die menschliche Gemeinschaft in einem solchen Haus kann nicht standhalten gegenüber inneren Krisen, wenn die Gegenwart, die Liebe, die Fürsorge Jesu fehlt. Und ohne seine Gegenwart kann diese Gemeinschaft auch nicht bestehen gegenüber allem, was sie von außen her bedrängt und gefährdet, gegenüber Zeitgeist und Modeerscheinungen und Trends verschiedenster Art. Was jetzt noch Gültigkeit hat, kann nach ein paar Jahren oder Jahrzehnten schon wieder veraltet sein, beiseite geschoben, abgetan.

Wenn wir in die Geschichte hineinschauen, wird uns deutlich, wie recht Jesus mit seiner Schau der Dinge hat. Wenig Vereine haben eine lange Geschichte hinter sich. Wenn ein solches Haus ein paar Jahrhunderte überdauert, ist das ungewöhnlich viel, und man ist sehr stolz darauf. Nur selten hat eine Organisation so lange bestanden. Die Interessen der Menschen ändern sich, die Zusammensetzung einer Gruppe oder eines Vereins wechselt mit der Zeit, neue Ziele werden sichtbar.

Es hat immer wieder Kriege und wirtschaftliche Schwierigkeiten gegeben, einst prächtige Gebäude wurden zerstört oder abgerissen. Selbst gegen Wind und Wetter hält nur wenig von dem, was wir bauen; und wie sieht es mit unserer persönlichen Beständigkeit aus? Lassen wir uns von allen aufkommenden Strömungen mitnehmen?

Anders ist es dagegen mit dem, was in Jesus und durch ihn gegründet wird. Die Kirche in Malmshem feiert demnächst ihren fünfhundertsten Geburtstag, und die Kirche Jesu Christi als solche hat nun schon fast 2000 Jahre überdauert. Es hat Wandlungen und auch Schwierigkeiten gegeben, das ist wahr, aber der Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Herrn Jesus Christus ist der gleiche geblieben durch Jahrhunderte und Jahrtausende. Selbst das Glaubensbekenntnis beider Konfessionen ist rund 1700 Jahre alt. Was kann ein Verein mit seinem neuen Haus aus dieser Erkenntnis lernen?

Wir wollen festhalten, was unser Herr und Heiland sagt, daß es wahre Gemeinschaft nur in ihm und durch ihn gibt. Von ihm kommt die Kraft der Liebe her, aus ihm die Kraft der Vergebung. Und ohne diese Vergebung und ohne eine echte persönliche Beziehung untereinander gerät eine Gemeinschaft immer wieder in die Gefahr zu zerbrechen. Gemeinsame Interessen reichen als Basis für eine dauerhafte Beziehung nicht aus. Es gehört Verständnis dazu und die Fähigkeit, die Schwächen des anderen zu akzeptieren und zu tragen.

Die Kraft dazu aber gibt es nur durch Jesus Christus. Am Kreuz überwand er alle unsere Schwächen, dort gründete er wahre Gemeinschaft. Nun sagt er jedem von uns: Ich vergebe euch, ich überwinde eure Kleinlichkeit, euer Versagen, ich will für euch bürgen – aber hört auf mein Wort, nehmt eure Erlö-

sung an, laßt euch von mir, in meiner Liebe, wahre Gemeinschaft schenken. Nur wer auf diesen Felsengrund baut, hat eine Zukunft – für sich selbst und für die Gemeinschaft, in der er lebt.

Und weil das so ist, hat auch die Gemeinschaft derer, die mit diesem gekreuzigten und auferstandenen Herrn rechnen, bis heute Bestand gehabt, trotz aller Risse im Gebäude der Kirche, trotz aller Streitigkeiten. Jesus hat gesagt: Ich will bauen meine Gemeinde, und dieser sein Leib hat alle Krisen überlebt – Jahrtausende hindurch. Er bürgt dafür, er verbindet, wo Menschen Zertrennung schaffen, er schenkt Vergebung und Vergebungsbereitschaft, wo die Gegensätze zu triumphieren drohen, er weckt Liebe, wo der Haß alles unter sich begraben will.

Die Zukunft dieses Hauses hängt nicht von festen Fundamenten, von solidem Untergrund und guten Plänen ab. Sie hängt aber davon ab, wie tief und wahrhaftig die Gemeinschaft der Menschen ist, die hier aus- und eingehen werden. Eine echte Beziehung zueinander macht aus einem Haus etwas Lebendiges, schafft eine warme Atmosphäre, eine Zufluchtsstätte. Wir kennen das von unserem Familienleben her. Ein Haus mag zunächst nur Stein, Holz und Beton aufweisen, doch wenn eine glückliche Familie darin wohnt, strahlen die Räume plötzlich Wärme und Geborgenheit wider. Man gehört zueinander.

Ich hoffe es und bete darum, daß dieses Haus viele Jahre lang etwas von dem sichtbar werden läßt, was Jesus Christus, unser Herr und Überwinder, aus einer Gemeinschaft schaffen kann, von seiner verbindenden Kraft, von seiner Liebe und Wärme.

Wer richtet wen?

10 Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder, du anderer, was verachtest du deinen Bruder? Wir werden alle vor dem Richterstuhl Gottes dargestellt werden.

11 Denn es steht geschrieben (Jes. 45,23): „So wahr ich lebe, spricht der Herr, mir sollen sich alle Knie beugen, und alle Zungen sollen Gott bekennen.“

12 So wird nun ein jeglicher für sich selbst Gott Rechenschaft geben.

13 Darum lasset uns nicht mehr einer den andern richten; sondern richtet vielmehr darauf euern Sinn, daß niemand seinem Bruder einen Anstoß oder Ärgernis bereite.

(Röm. 14,10–13)

Was bedeutet das Wort „richten“ in unserem Text? Heißt das, daß wir kein Urteil über einen anderen fällen können, daß wir gar nichts sagen dürfen, wenn wir glauben, daß der eine oder der andere im Recht oder im Unrecht ist? Oder hat dieses Wort eine andere, vielleicht noch viel weitreichendere Bedeutung?

Natürlich haben wir eine Meinung über andere Menschen und ihr Tun. Unser christlicher Glaube setzt sogar ein solches Verständnis von Maßstäben voraus. Wir halten uns an die zehn Gebote. Von Jesus, von Paulus haben wir gehört, wie wir uns verhalten sollen. Sind das nicht allgemeingültige Aussagen? Wie könnten wir leben ohne solche Orientierungsmöglichkeiten, ohne eine Meinung, ein Urteil zu haben, auch über das Tun anderer? Urteilslos, meinungslos zu leben würde bedeuten, keine Merkmale mehr für Gut und Böse, für Recht und Unrecht zu besitzen.

Zu unserem Leben in dieser Welt gehört es, daß wir Entscheidungen treffen müssen – persönliche und auch rechtliche. Wenn ich zum Beispiel sehe, daß vor meinen Augen Menschen durch Rauschgift oder Alkohol zugrunde gerichtet werden, bin ich mitschuldig, wenn ich nichts dagegen unternehme. Werde ich Zeu-

ge eines Autounfalls, bin ich verpflichtet, anzuhalten und zu helfen, soweit mir das möglich ist. Wir sind verantwortlich für unseren Nächsten und können die Augen vor dem Bösen nicht verschließen. Es geht einfach nicht, daß wir im Namen der Toleranz „leben und leben lassen“.

Wir müssen die Welt und das Geschehen um uns beurteilen und danach dann persönlich und rechtlich leben und unsere Entscheidungen treffen. Tun wir das nicht, verschließen wir unsere Augen, dulden wir unter dem Deckmantel einer falsch verstandenen Freiheit Böses und Ungesetzliches, dann kann das unsere Familie, vielleicht sogar eine ganze Gemeinde zugrunde richten.

Paulus ging sogar so weit, daß er wegen schwerwiegender sexueller Verstöße ein Mitglied aus seiner Gemeinde ausstieß. Er sah die Gemeinde als Organismus, in dem der Schaden eines Gliedes dem ganzen Leib Unheil brachte, ihn in Mitleidenschaft zog. Wenn wir unter uns Verbrechen und heidnische Bräuche dulden, dann leben wir gegen den Willen Christi und nicht mehr als seine Gemeinde, als christliche Kirche. Gar zu leicht wird heute gesagt: Alle Menschen sind nun mal Sünder – auch ich gehöre dazu. Wir sollten dem Verhalten der anderen wohlwollend gegenüberstehen und ihr Verhalten passiv oder aktiv billigen oder wenigstens stehenlassen.

Der große russische Dichter Dostojewski entwickelte im 19. Jahrhundert eine Theorie der heiligen Sündhaftigkeit. Nach seiner Auffassung müssen Christen bis ins Tiefste lernen, daß sie Sünder sind. Andernfalls bleiben sie Pharisäer, die andere verurteilen, ohne zu wissen, wie tief die Sünde in uns allen steckt. Diese Theorie belegte Dostojewski durch biblische Beispiele wie Mose, David, Saulus und Maria Magdalena. Sie alle waren große Sünder gewesen, doch der Tiefe ihrer Sünde stand die Tiefe ihrer Errettung, die Größe der Gnade Gottes gegenüber.

In unserer Zeit erleben wir es, daß Rauschgiftsüchtige, Gewaltverbrecher, Menschen, die in sexueller Hinsicht völlig unverbundlich leben, im tiefsten Elend, in der hoffnungslosesten Gebundenheit das Licht der Befreiung durch Christus erkennen.

Doch gegen diese Auffassung läßt sich einiges einwenden: Wir müssen nicht durch die „tiefsten Sümpfe“ waten, um zu wissen, daß wir Sünder sind. Jesus hat es uns in der Bergpredigt,

in seiner Auslegung des Gesetzes sehr deutlich gemacht. Gott fordert von uns, daß wir den Haß aufgeben, daß wir unsere Feinde lieben, daß wir sexuell nicht begehren, daß wir vollkommen sein sollen wie er. Wer die Bergpredigt als Maßstab für sein Leben ansieht, als Kernaussage christlicher Lehre, der erfährt es täglich neu: Ich bin ein Sünder, ein Verlorener oder wie Jesaja es sagt: „Ich habe unreine Lippen . . . ” Gerade ein Christ sollte von der Bergpredigt, von den Lehren Jesu her wissen, wie verloren wir sind ohne sein Kreuz, ohne seine Erfüllung des Gesetzes für uns – im geistigen und im physischen Sinne.

Auch wenn Jesus der einzige war, der das ganze Gesetz erfüllt hat, so ist doch seine Aussage bis zum letzten i-Tüpfelchen auch für uns verbindlich. Jesus hat die Bergpredigt an Menschen gerichtet und nicht zu sich selbst gesprochen. Und darum brauchen wir nicht erst kriminell zu werden, um zu wissen, daß wir Sünder sind. Wir brauchen nur das Wort Jesu zu lesen und ernstzunehmen.

Und doch steckt hinter Dostojewskis Aussage eine ernste Wahrheit. Es ist zu allen Zeiten für Christen eine große Gefahr gewesen, sich selbst, das eigene Verhalten als Maßstab für Christusbefolgung anzusehen. Von diesem Blickwinkel her wurden dann die anderen beurteilt oder sogar verdammt. An dieser Stelle liegt ein doppeltes Problem: Statt des Wortes Jesu wurde das eigene Verhalten als gültige Norm für christliche Gerechtigkeit, für richtiges Handeln angesetzt. Alles, was davon abwich, wurde verurteilt. Und zum zweiten wurden diese Urteile ohne jeden Vorbehalt gefällt, sie besaßen einen absoluten Charakter. Wer außerhalb dieser subjektiven Normen lebte, galt als hoffnungslos verloren, „verdammt in alle Ewigkeit“.

Doch an dieser Stelle weist Dostojewski darauf hin, wie tief und allumfassend die Gnade Jesu ist. Er rettet die Verlorenen, die menschlich gesehen nicht mehr zu retten sind, die hoffnungslosen Fälle: Saulus, der die Christen verfolgte und in Massen hinrichten ließ, David, den Ehebrecher und Mörder, Mose, den geflüchteten Totschläger, Maria Magdalena, die Prostituierte.

Gerade diese Beispiele zeigen uns, daß in Gottes Augen kein Mensch ganz und gar verloren, abgeschrieben ist, solange er lebt, und sei er auch ein Schwerverbrecher. Wenn Paulus Menschen

aus der Gemeinde entfernte, tat er das in der Hoffnung, daß ihnen das zur Besinnung, zur Korrektur diene und daß sie den Weg zum Herrn und zu seiner Gemeinde zurückfanden. Sein Urteil ging von Gottes Maßstäben aus, nicht von seinem eigenen Gutdünken. Und trotzdem war es kein endgültiges, sondern ein zeitlich begrenztes Richten.

Wir müssen den möglichen Wirkungen des Geistes Gottes Raum lassen. Tun wir das nicht, setzen wir uns an Gottes Stelle und spielen uns als Richter auf. Aber gerade das ist ein Beweis dafür, wie sehr wir selbst in der tiefsten Sünde stecken, in der Erbschuld des Menschen, sein zu wollen wie Gott. Er ist der Herr und nicht wir, er ist gerecht und nicht wir, er ist der endgültige Richter und nicht wir. Er läßt seine Sonne aufgehen über Gläubige und Ungläubige, er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, er ist geduldig und barmherzig und wird allein das letzte Urteil sprechen.

Doch das Gericht Jesu reicht, wie seine Gnade, viel tiefer als menschliches Richten, ist viel umfassender. Jesus fordert Buße, Sinnesänderung, Wandlung des Lebens, wenn er unser Herr sein soll. Maria Magdalena darf keine Hure bleiben, Saulus muß seine Haltung der Gemeinde gegenüber ändern. Buße bedeutet immer Konsequenzen. So spricht er auch jetzt als Richter zu jedem von uns. „Kehrt um! Tut Buße!“, so heißt es. „Mein Reich, meine Gegenwart ist nahe. Folge mir nach! Deine ganze Person soll mir gehören!“

Dieses Urteil, dieses Angebot der Errettung ist zwar in der Gegenwart noch für uns da, faßbar, greifbar, aber es gibt auch einen Zeitpunkt, wo das nicht mehr der Fall ist. Einmal ist es zu spät für eine Sinnesänderung – wenn der Tod uns überrascht oder unsere geistigen Kräfte nachlassen.

Unser Text ist ein Ruf an jeden von uns. Wir sollen wissen, daß Jesus der Herr ist und auch der endgültige Richter sein wird. Und unsere Urteile sollen sich an seinem Wort orientieren und nicht an unserer eigenen Person. Wir selbst sollen zu einer tieferen Glaubenshaltung hinfinden. Jesus ist gegenwärtig – das gilt ebenso für uns wie für andere. Wer einen anderen unter ein absolutes, endgültiges Urteil stellt, ist im Grunde kein gläubender Mensch, weil er nicht ernsthaft mit Gericht und Gnade

des Herrn rechnet. Er versucht vielmehr, in eigener Regie zu denken, zu urteilen und zu handeln. Im tiefsten Herzen empfindet er Jesus nicht als den Gegenwärtigen. Doch Jesus ruft die Sünder zur Umkehr durch sein lebendiges Wort und auch dadurch, daß er sie im Gewissen anspricht. Und wir sollen in seinem Auftrag Mahner und Warner sein, aber nicht Richter. Das Wort Gottes soll das Schwert sein, das uns von unserem Ich trennt, den in Christus gerechtfertigten Menschen vom selbstgerechten Sünder.

Und darum soll sein Wort und sein Geist zuerst und vor allem in uns selbst wirken, bevor wir damit zu unserem Nächsten gehen. Zuerst sollen wir den „Balken aus unserem eigenen Auge entfernen“, die Schuld bei uns selbst suchen und sehen. Als errettete Sünder, als verlorene, aber vom Herrn gefundene Menschen dürfen und sollen wir uns dann auch dem Nächsten zuwenden mit dem Wort von Gnade und Erlösung, das zugleich ein richtendes Wort ist.

„Herr, du bist nahe allen, die dich suchen. Dein Wort soll unsere tägliche Speise sein. Du allein gibst uns die Kraft der Vergebung und die Kraft der Hinwendung zu unserem Nächsten, um ihm um seinetwillen das Wort von der Erlösung, der Vergebung, der Überwindung der Sünde zu bezeugen. Du allein bist unser Richter, unser Retter, unser Herr und Heiland.“

Der innere und der äußere Mensch

16 Darum werden wir nicht müde; sondern ob auch unser äußerlicher Mensch verfällt, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert.

(2. Kor. 4,16)

Diesen Wandel von der Betonung des äußeren Menschen zur Wertschätzung des inneren Menschen hat wohl kaum jemand so stark und augenscheinlich erlebt wie Rembrandt, der große christliche Maler. Als junger Mann und selbstbewußtes Genie empfand er eine unendlich große Freude an der sichtbaren Welt, am Äußerlichen. Er kaufte exotische Schwerter und Uniformen und ließ seine Eltern mit Turbanen geschmückt für sich Modell stehen. Je sonderbarer die äußere Aufmachung war, desto mehr imponierte sie ihm.

Neben dem Fremdartigen zog ihn alles Glänzende an. Mit großer Freude malte er kostbare Stoffe und Metalle, um Verarbeitungsweise und äußere Pracht hervorzuheben. Sein Geschäft blühte. Die vornehmen Bürger Amsterdams ließen sich von ihm malen, und ihre Selbstsicherheit und ihr Reichtum spiegeln sich in den Bildern. Das Exotische, das Andersartige und die bürgerliche Selbstzufriedenheit sind die Merkmale der frühen Werke Rembrandts. Und dabei erfaßte der Maler mehr als jeder andere die geistige Haltung, die hinter dem zur Schau getragenen Reichtum stand, das Mit-sich-selbst-zufrieden-Sein, An-sich-selbst-genug-Haben. Rembrandt verstand diese Welt gut, es war auch seine Welt.

Doch dann gab es eine Wende im Leben des Malers. Rembrandt begann, sich mehr mit Licht und Dunkel zu beschäftigen. Zwar sind Spuren davon auch schon in seinen ersten Werken zu finden, aber da ist es mehr ein grelles Licht und ein nichts-sagendes Dunkel.

Im Alter von fünfunddreißig oder vierzig Jahren wandte sich Rembrandt den inneren Bereichen des menschlichen Daseins zu,

geistigen Strömungen, religiösen Welten. Auf seinen Bildern bekam der leere Raum zwischen den Gegenständen immer mehr Wert für ihn. Hier entfaltete er geistige Kräfte, hier fand die lebendige Stille Gottes einen Ausdruck. Das Spiel mit Licht und Dunkel diente nun dazu, Wahrheiten des Glaubens darzustellen – Jesus Christus als Licht der Welt. Rembrandts Licht durchdringt die Menschen, zeigt sie als Sünder, in ihren Schwächen. Aber zugleich spürt man im Licht seiner späteren Gemälde etwas vom wunderbaren Glanz der Gnade Gottes.

Ich denke da zum Beispiel an sein berühmtes Bild von der Judenbraut in Amsterdam. Dieses Gemälde hat eine ungewöhnliche Tiefe und Innerlichkeit. Zuerst fällt nur die Braut mit ihrem Verlobten ins Auge. Da wird einiges erkennbar vom Wesen der beiden und von ihrer Liebe zueinander. Doch je länger wir das Gemälde anschauen, desto durchsichtiger werden die beiden Menschen für uns, desto mehr erkennen wir auf dem Grunde ihrer Persönlichkeit ihr tiefes Leid, das aus ihrer Zugehörigkeit zum Volk Gottes herrührt.

Und auch den auferstandenen Christus aus der alten Pinakothek möchte ich erwähnen. Man sieht die Gestalt des Christus, aber sein Fleisch ist nicht mehr Fleisch – es ist zum Lichtleib geworden. Der junge Rembrandt malte gerne menschliche Körper, äußere Sinnlichkeit, doch hier geht es ihm um etwas anderes. Das Gesicht des Christus spricht nicht durch seinen äußeren Ausdruck, sondern durch die innere Freude des Erlöstseins. Niemand ist in die Welt des Auferstandenen so tief eingedrungen wie Rembrandt, niemand hat, wie er, Bilder gemalt, die bis ins Innerste vordringen, zum Erlöstsein, zur geistigen Wahrheit. Man spürt hier gleichsam die Gewichtslosigkeit Christi, seine Zeitlosigkeit, das Wesen des Lichtleibes.

Auch die Selbstbildnisse zeigen diesen Wandel in seinem Schaffen. Kein Maler hat sich selbst so oft dargestellt wie Rembrandt. Die frühen Porträts zeigen ihn meist als selbstbewußten Erfolgsmann. Zwar erkennt man seinen scharfen, kritischen Blick, aber sein Auge bleibt am Äußeren hängen. Der wertvolle Anzug, der Ausdruck: „Ich hab es geschafft“, sein weltlicher Erfolg sind das Wichtigste. In den späteren Jahren werden die Bilder inniger, aber auch erbarmungsloser im Hinblick auf die

Selbstdarstellung. Das Altwerden in all seiner Schwäche wird schonungslos gezeigt, die verblaßte Schönheit offenbar. Wir spüren, daß sein Auge immer mehr ins Innerste geht, sich müht, bis zum Unsichtbaren vorzudringen. Hier begegnen wir einem Mann, der auf jede Fassade verzichtet und gleichzeitig tief in das Sein eindringt, das Wesen und die Wirkungen von Licht und Dunkel erkennt und weit über materielle Dinge und menschliche Eitelkeiten hinaus einsetzt. Hier wird zutiefst deutlich, was es heißt, Christ zu sein: seine eigene Schwäche zuzugeben, die Kräfte des Verfalls an sich selbst zu zeigen, den Balken aus dem eigenen Auge zu ziehen.

Niemand kann diese Bilder ansehen, ohne daß der Gedanke aufsteigt: So sieht auch deine Zukunft aus, so schwach, so häßlich wirst du einmal sein, dieser Verfall des Körpers läßt sich nicht aufhalten, da hilft auch die raffinierteste Art von Kosmetik nicht. Doch zugleich tragen diese Bilder einen Schimmer des Lichtes in sich. Der Glaube des Malers hat darin seinen Niederschlag gefunden, der stille Friede und die Überzeugung: So wie ich bin, werde ich von Gott angenommen, das Äußere meines Personseins zerfällt mit der Zeit, aber das Innere wächst, entfaltet sich mehr und mehr zu Gott hin. Diese Sicht der Dinge verstärkt sich bei Rembrandt zusehends. Die späten Porträts sprechen von einer Welt der Erlösung, von einer Wirklichkeit jenseits unserer sichtbaren Welt.

Rembrandt war ein gottbegnadetes Genie. Ob das auch uns gewöhnlichen Sterblichen möglich ist, den Verfall des Äußeren so klar zu erkennen, ihn zu akzeptieren, den äußeren Menschen immer weniger wichtig zu nehmen und uns nach dem Wachstum des inneren Menschen auszustrecken? Der Lebenshunger vieler Jugendlicher lehnt das ab. Rembrandts Bilder offenbaren die Wirklichkeit des Lebens. Die nutzlose Eitelkeit, die falschen Hoffnungen, die Vorstellung, daß das Leben ein Spaß sei – das alles wird durchsichtig. Und daneben wird etwas vom inneren Leben, vom gegenwärtigen und zukünftigen Erlöstsein in Christus sichtbar. Es ist schlimm, wenn die Selbstsucht das letzte Wort hat, wenn die Seele verhungert, wenn dem Verfall des Körpers kein Ausgleich durch Geist und Glauben entgegengesetzt wird.

Auch ich möchte leben, aber ich meine, „leben“ bedeutet: „in der Wahrheit sein“, „in der Liebe sein“, „im Licht des Glanzes Gottes zu sein“. Leben kann ich nur durch das „wahre Leben“, durch Jesus Christus kennenlernen und erfahren.

Wir wollen Gottes Schöpfung bewußt betrachten, *seine* Hand, *sein* Wesen, das Leben selbst wird hier offenbar. Die unendliche Feinheit einer Blume oder eines Blattes können uns das lehren. Wer von uns nimmt sich noch die Zeit und macht sich die Mühe, dem bewußt nachzuspüren? Was ist Licht, was bedeutet der Raum, was der Duft der Blumen, die Stille des Waldes, die Vielfalt des Wachstums auf einer Wiese, die Tiefe seiner Aussage. Wir wollen sehen und hören, was unser Herr geschaffen hat. Der Vogel auf dem Ast vor meinem Fenster und die Stimme in mir, die ihre Freude hinaussingen möchte über Erlösung und Überwindung des Dunkels – beides spiegelt die Welt Gottes wider.

Sehen Sie die Menschen nicht so, wie sie gesehen werden wollen: in ihrer äußeren Aufmachung, ihren Posen, ihrer Eitelkeit! Sehen Sie vielmehr den inneren Menschen, der trotz aller Fassade bewußt oder unbewußt eine tiefe Sehnsucht nach Erlösung, nach Gott mit sich herumträgt! Sehen Sie bis ins Innere des Menschen hinein, nicht nur bei anderen, sondern auch bei sich selbst! Je tiefer sie sehen, desto tiefer können Sie auch empfinden. Dann erkennen Sie den Raum Gottes, im Inneren der Dinge, im Inneren Ihres Ichs, im Verloren- und Nacktsein unseres menschlichen Seins, in dem uns Christus annehmen will.

Jeder Mensch sehnt sich nach Befreiung von sich selbst, von Posen und Äußerlichkeiten. Und wir können einander zutiefst helfen, indem wir uns nicht vom Glanz des Äußeren blenden lassen, sondern die Tiefe zu durchdringen versuchen. Der Tiefe begegnen wir in Augenblicken, in denen wir aufrichtig nachdenken, in denen wir stille werden, auf Gott und sein Wort hören. Jesus Christus ruft einen jeden von uns, aber sein Ruf wird nur gehört, wenn er bis ins Innerste dringt. Er ruft auch jetzt. Hören Sie auf sein Wort und nehmen Sie es auf, wie Maria die Worte des Engels. Bewahren Sie seine Worte, geben Sie ihnen Raum im Herzen. Dann wird das Äußere an Bedeutung verlieren und der innere Mensch täglich wachsen durch Gottes Kraft.

Christen und Juden

1 Ich sage die Wahrheit in Christus und lüge nicht, wie mir Zeugnis gibt mein Gewissen in dem heiligen Geist,

2 daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe.

3 Ich selber möchte verflucht und von Christus geschieden sein meinen Brüdern zugut, die meine Stammverwandten sind nach dem Fleisch;

4 die da sind von Israel, welchen die Kindschaft gehört und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen;

5 welcher auch sind die Väter, und aus welchen Christus herkommt nach dem Fleisch, der da ist über alles, gelobt in Ewigkeit. Amen.

(Röm. 9,1–5)

1 Liebe Brüder, meines Herzens Wunsch ist, und ich flehe auch zu Gott für Israel, daß sie gerettet werden.

2 Denn ich gebe ihnen das Zeugnis, daß sie eifern um Gott, aber mit Unverstand.

3 Denn sie erkennen die Gerechtigkeit nicht, die Gottes ist, und trachten, ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten, und sind so der Gerechtigkeit Gottes nicht untertan.

4 Denn Christus ist des Gesetzes Ende; wer an den glaubt, der ist gerecht.

(Röm. 10,1–4)

Zunächst sollten wir uns klar machen, daß der „Alte Bund“ seine Gültigkeit behalten hat – bis heute. Paulus sagt in Römer 11 sehr deutlich, daß der Herr, der Gott Israels, seine Berufung dieses Volkes nicht bereuen kann. Der Bund, den er mit ihm machte, ist nicht deshalb alt, weil er überholt wäre, sondern weil er zeitlich vor dem Neuen Bund abgeschlossen wurde. Und zu diesem „Alten Bund“ gehört die Erwählung dieses Volkes als Gottes Eigentum, die Kindesbeziehung zum himmlischen Vater, das Gesetz (das nach den Worten Jesu einmal der Maßstab des Ge-

richtes sein wird), der Gottesdienst (in dem der Heilige Geist lebendig war und ist – s. 4. Mose 11) und die Verheißungen. Zu diesen letzteren gehört das Wort: „Durch dich sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden“ und die endgeschichtliche Vorhersage, daß das ganze Volk Israel einmal seinen Messias erkennen und annehmen und damit gerettet werden wird (Sach. 12,10; Röm. 9–11).

Aber – so betont es Paulus ständig in seiner Auseinandersetzung mit den Juden – anstatt den verheißenen Messias anzunehmen, anstatt bewußt die prophetischen Aussagen in Jesus von Nazareth erfüllt zu sehen, lehnte die Mehrzahl der Juden ihn ab. Die ersten Christen bestanden zwar ausschließlich aus Juden, und von den Anfängen der Gemeinde hört man im Neuen Testament unter dem Namen „die Nazarener“. In dieser ersten Zeit haben sich auch Tausende von Juden taufen lassen – vor allem in der Diaspora. Der Missionsbefehl erging zuerst nur an die Juden. Alle Jünger, und auch Paulus, waren Juden. Paulus fühlte sich sogar sehr bewußt und leidenschaftlich als Angehöriger dieses Volkes.

Aber die große Mehrzahl und die geistigen Führer der Nation lehnten Jesus von Nazareth als Messias ab. Deswegen, und weil nun die Gefahr der Spaltung im Judentum groß wurde, betonte man das Gesetz noch stärker als bisher, indem man der mündlichen Überlieferung, der Mischna und dem Talmud, noch größere Bedeutung als vorher zumaß. Die jüdische Antwort auf die christliche Botschaft war eine noch viel tiefere Verankerung im Gesetz. Daher kommt es, daß Paulus so häufig über den Gegensatz zwischen Gesetz und Evangelium spricht, über das Gesetz und seine Erfüllung in Christus.

Wie kam es, daß Gottes eigenes Volk, das einmal so bevorzugt war, Jesus von Nazareth als Messias ablehnte? Zum einen stellte Jesus durch seine Person, sein Wirken, seine Wunder und seine Predigt die Macht der jüdischen Führerschaft in Frage. Er sah sich selbst als kompetent an, das Gesetz seinem eigentlichen Sinn nach auszulegen (s. Bergpredigt).

Je intensiver man sich mit seinem Reden und Handeln befaßt, desto deutlicher wird aber darüber hinaus, daß er eine Vollmacht für sich beanspruchte, die weiter ging als die der Pro-

pheten. Jesus setzte sich tatsächlich an die Stelle Gottes. Das aber bedeutete für die Pharisäer und Schriftgelehrten Gotteslästerung. Das war für sie der Anlaß, seine Kreuzigung zu fordern. Außerdem erwarteten die meisten Juden im Messias einen Befreier wie Mose, der das Volk aus seiner schrecklichen Unterdrückung – in diesem Fall von den Römern – erlösen würde. Doch das war gar nicht das Ziel Jesu. Die Befreiung, die er der Menschheit am Kreuz erwarb, reichte viel tiefer, war allumfassend. Dort überwand er den Feind in uns, das Böse um uns und über uns, den Satan selbst.

Die meisten messianischen Prophezeiungen sprachen von einem Friedensreich. Aber der Friede, den Jesus brachte, war kein äußerer Friede, sondern der zwischen Himmel und Erde, die Erfüllung der im Gesetz festgelegten Forderungen Gottes. Der Friede unter den Menschen, zwischen den Völkern, würde erst mit seiner Wiederkunft einziehen, so sagte es Jesus. Doch im Alten Testament gab es keine Aussage darüber, daß der Messias zweimal erscheinen würde. So war das Angebot Jesu für die Juden nur eine halbe Lösung, eine halbe Erfüllung ihrer Hoffnungen und wurde deshalb von ihnen abgelehnt.

Die tiefste Antwort, warum Gottes auserwähltes Volk den Messias abwies, gibt uns Paulus in Römer 11. Gott selbst hat sein Volk verstockt, damit die Heiden zum Glauben an ihn kommen konnten. Doch am Ende der Zeiten werden die zuerst Erwählten zu ihm gerufen werden (s. Sach. 12) – die Ersten werden die Letzten sein, die ihn annehmen. Dabei hat Paulus sein ganzes Leben lang Judenmission betrieben, aber ohne großen Erfolg. Der erste Missionsbefehl in Matthäus 10 gilt nur den Juden, nicht den Heiden oder den Samaritern, sondern nur „den verlorenen Schafen des Hauses Israel“. Trotz aller Mißerfolge blieb Paulus diesem Auftrag treu, auch wenn er später zu den Heiden ging. Er litt um seines Volkes willen, er trauerte, weil es die Erfüllung der ihm gegebenen Verheißungen nicht sah, den Messias nicht erkannte.

Zur Zeit des Paulus beteten Juden und Judenchristen noch miteinander im Tempel. Um Jakobus, den Bruder des Herrn, der sein ganzes Leben lang gesetzestreu blieb, wurde von Christen und Juden in gleicher Weise getrauert. Doch diese Zeit der Nähe

zwischen Juden und Judenchristen (der frühen Kirche) ging zu Ende. Zum einen wurden die Christen, die Nazarener, von den Pharisäern und Schriftgelehrten verfolgt. Zum anderen gewann der christliche Glaube immer mehr Boden unter den Heiden, aber immer weniger Juden wandten sich ihm zu. Dies Übergewicht der Heiden ließ hin und wieder auch antijüdische Strömungen aufkommen. Und schließlich wurde der Ort der Begegnung zwischen den frühen Christen und den Juden, der Tempel, von den Römern zerstört.

Als sich die christliche Kirche ausbreitete, nahmen die anti-semitischen Tendenzen zu. Man braucht nur in den Schriften der Kirchenväter zu lesen, um das zu erkennen. Dort werden die Juden als „verflucht“, als „von Gott verlassen“, als „Christushasser“ bezeichnet. Immer wieder wurden im Laufe der Zeit die Juden verfolgt, mißhandelt oder sogar im Namen des „Judenkönigs“ Jesus umgebracht. Bis zum heutigen Tag hat sich daran nichts geändert. Unter vielen arabischen Christen ist der Judentumhaß so lebendig wie eh und je. Und in Europa, vor allem in der Ostkirche, ist es nicht anders. Den Höhepunkt der Judenverfolgung brachte die Inquisition in Spanien mit sich. Hier trieb man eine Art von Judenmission, die nichts mehr mit der des Paulus zu tun hatte. Entweder mußten die Juden Jesus Christus annehmen, oder sie wurden verbrannt.

Es ist etwas Merkwürdiges um dieses jüdische Leiden. Der Neue Bund wurde durch das Leiden Christi, durch sein am Kreuz vergossenes Blut begründet. Doch auch der Alte Bund war jahrhundertlang ein Blutbund, ein Leidensbund. Und dieses Leiden hat sowohl mit Schuld etwas zu tun (Jesus sagte: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“) als auch mit dem Kreuz. Gott hat damit deutlich gemacht, daß seine Erwählung ihn nicht gereut, daß er die Juden gegen ihren Willen und ohne ihr Wissen in das Leiden Jesu mit hineingenommen hat – ein Leiden unter dem Neuen Bund! Dieser Weg bleibt ein Geheimnis. Aus tiefstem Leiden ist das erwählte Volk nun zurückgekehrt ins Heilige Land (Hes. 37). Drei Jahre nach der Beseitigung der Gaskammern wurde der vormessianische Staat Israel gegründet.

Unser Gott ist kein toter Gott, sondern ein lebendiger Gott. Wie sollen wir nach einem Blick in die Geschichte dieses Volkes

heute die Aussagen des Apostels Paulus in Römer 9 bis 11 verstehen?

Wer die Geschichte des Neuen Bundes, der christlichen Kirche mit den Juden, mit dem Volk Israel kennt, kann eigentlich immer nur aus einer Haltung der Buße heraus diesem Volk begegnen. Die Schuld gegenüber den Juden schreit zum Himmel, und zwar schon fast zweitausend Jahre lang. Und wir können nicht behaupten, wir wüßten nicht, was wir tun, weil Paulus uns mit Römer 11 gewarnt hat vor Überheblichkeit gegen die zuerst Erwählten.

Im Sinne von Römer 9 sollten wir auch zutiefst wissen, daß die Juden unsere Brüder sind – zwar nicht Brüder in Christo, aber Brüder im Gott Israels. Christus werden sie erst dann annehmen, wenn er bei seiner Wiederkunft vollständig offenbar werden wird. Wir sollten zu diesem geschundenen Volk stehen in dem Wissen, daß seine Schuld aus der Zeit des Alten Bundes eine Parallele gefunden hat in dem, was ihm in der Zeit des Neuen Bundes von christlicher Seite aus widerfahren ist. Und wenn wir im Alten Testament von den Verfehlungen des Gottesvolkes lesen, gelten diese Aussagen für uns Glieder des Neuen Bundes nicht weniger.

Die Frage der Judenmission bleibt auch unter Christen, die von der Bibel her an dieses Thema herangehen, eine umstrittene Sache. Die Juden befinden sich in einer ganz anderen Ausgangsposition als die Heiden oder Andersgläubige. Darauf weist Paulus in Römer 9 hin. Unsere oft überhebliche Art, den Juden zu begegnen, hat die Möglichkeiten der Judenmission sehr begrenzt. Wenn die Juden ein Kreuz sehen, steht ihnen die Geschichte ihrer eigenen Leiden vor Augen. Judenmission ist am Ende unserer Tage einfach nicht mehr das zentrale Thema für Christen in ihrer Beziehung zu diesem Volk, sondern eher Buße und Engagement für das Israel der letzten Zeit.

Doch Judenchristen, die in Israel leben und als Christen ihren missionarischen Auftrag ernst nehmen, müssen Gottes Wort, sein Evangelium weitergeben. Und wo sollten sie das anders tun und zuerst als unter ihren Brüdern! Es gibt auch Heidenchristen, die sich aus Liebe zu den Juden zu dieser Aufgabe berufen fühlen. Das habe ich selbst erlebt. Wenn sie aus dieser Haltung

heraus, in Demut und in Kenntnis der schrecklichen Vorgänge der Geschichte das erlösende Wort Jesu ins jüdische Volk hineinbringen, wer wollte etwas dagegen sagen?! Dort ist Gottes Geist am Werk.

Das wichtigste Thema heute ist der Staat Israel, seine endzeitliche Bedeutung und wie wir uns als Christen zu diesem Staat stellen müssen. Er hat wie das Reich Davids zugleich eine weltliche und eine göttliche Dimension. Hat nicht auch David alle Feinde Israels besiegt? Die göttliche Dimension wird bei sechs Propheten erkennbar, die von der Rückkehr des Volkes ins verheißene Land sprechen. Am Ende der Zeiten soll das geschehen, und Hesekiel redet von tiefem Leid, von einem Knochenfeld, über das dieses Volk den Heimweg antreten wird (Auschwitz).

Auch die endzeitlichen Feinde Israels werden in Hesekiel 38/39 namentlich aufgeführt. Magog bezeichnet das Land hinter dem Schwarzen Meer. Die Kuschiten sind als Äthiopier anzusehen. Wer die Lage des heutigen Israel kennt, weiß, daß die Ereignisse unserer Zeit sich mit der biblischen Schilderung der Situation decken. In der Offenbarung ist vom Trockenlegen von Euphrat und Tigris die Rede. Dort kämpft heute der fanatische Iran (bei Hesekiel noch als Persien bezeichnet) gegen den Irak. Bibelgläubige Christen sollten auf der Seite Israels stehen trotz aller Verdrehung der Tatsachen durch die Medien. Die jetzigen Hauptfeinde Israels sind Terroristen, die sich zwischen der Zivilbevölkerung verschanzen und so den Tod vieler Frauen und Kinder verursachen. Ist es recht, sie als Freiheitskämpfer zu bezeichnen?

Wie Paulus zu seiner Zeit um jeden Juden trauerte, der Christus nicht annahm, so trauere ich heute um jeden Christen, der angesichts des schrecklichen Antisemitismus in unserer Kirchengeschichte, angesichts der biblischen Verheißungen für Juden und Christen unter dem Druck des Ölbedarfs und sogenannter „progressiver“ Gedanken Israel nochmals im Stich läßt. Jesus von Nazareth ist nicht nur unser Messias, sondern auch der Judenkönig (INRI). Christen und Juden sind Brüder und werden Gottes Reich einmal zusammen angehören. Die zwölf Stämme Israels treffen sich in der Zahl 24 aus der Offenbarung mit den

zwölf Jüngern des Neuen Bundes (Über Israel wird Gott seinen Geist ausgießen, s. Sach. 12). Wer beharret bis ans Ende, der wird selig werden – im Gott Israels, in Jesus von Nazareth, mit den Brüdern des Alten Bundes.

Die rechte Zeit

1 Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde;

2 geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit;

3 töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit; abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit;

4 weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit; klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit;

5 Steine wegwerfen hat seine Zeit, Steine sammeln hat seine Zeit; Herzen hat seine Zeit, aufhören zu Herzen hat seine Zeit;

6 suchen hat seine Zeit, verlieren hat seine Zeit; behalten hat seine Zeit, wegwerfen hat seine Zeit;

7 zerreißen hat seine Zeit, zunähen hat seine Zeit; schweigen hat seine Zeit, reden hat seine Zeit;

8 lieben hat seine Zeit, hassen hat seine Zeit; Streit hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit.

9 Man mühe sich ab, wie man will, so hat man keinen Gewinn davon.

10 Ich sah die Arbeit, die Gott den Menschen gegeben hat, daß sie sich damit plagen.

11 Er hat alles schön gemacht zu seiner Zeit, auch hat er die Ewigkeit in ihr Herz gelegt; nur daß der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende.

12 Da merkte ich, daß es nichts Besseres dabei gibt als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben.

13 Denn ein Mensch, der da ißt und trinkt und hat guten Mut bei all seinem Mühen, das ist eine Gabe Gottes.

14 Ich merkte, daß alles, was Gott tut, das besteht für ewig; man kann nichts dazutun noch wegtun. Das alles tut Gott, daß man sich vor ihm fürchten soll.

15 Was geschieht, das ist schon längst gewesen, und was sein wird, ist auch schon längst gewesen; und Gott holt wieder hervor, was vergangen ist.

(Pred. 3,1-15)

Wird nicht jeder von uns manchmal von dem Gefühl überfallen: Jetzt ist alles vorbei! Jetzt ist es zu Ende! Wenn wir endlich erwachsen sind, verheiratet sind und einen Beruf und Kinder haben, blicken wir auf unsere eigene Kindheit zurück und denken: Ja, so war das damals. Aber damit habe ich nichts mehr zu tun. Die Zeit gehört mir nicht mehr, sie bleibt nur als Erinnerung erhalten. Und hatten wir nicht als Kinder die Zeit des Erwachsenseins herbeigesehnt? Wollten wir nicht endlich zeigen, was wir konnten und wer wir waren? Immer wünschten wir uns irgend etwas, was wir nicht hatten. Groß wollten wir sein, erwachsen, Anerkennung genießen – und dann war mit einemmal die Kindheit vorbei. Erst später merkten wir, vielleicht an unseren eigenen Kindern, vielleicht durch Erinnerungen, wie schön die Kinderzeit eigentlich war oder hätte sein sollen.

Und so geht es uns mit jeder Lebensphase. Jetzt, wo ich meine ersten weißen Haare bekomme, denke ich öfter zurück an die ersten Jahre unserer Ehe, als die Kinder kamen, als meine Frau und ich zusammen unsere Welt gestalteten. Und nun merke ich: das ist vorbei, du hast nicht mehr die gleichen Kräfte, die Zeit kehrt nicht mehr zurück. Wie sehr hatten wir gehofft, in dieser unruhigen Zeit eine sinnvolle Zukunft aufzubauen; miteinander wollten wir es tun. Dabei waren wir so beschäftigt, daß die Zeit uns zwischen den Fingern zerrann. Auch diese, vielleicht allerschönste Zeit ist nun vorbei. Wir erkannten es erst, als wir mehr oder weniger alles erreicht hatten, was wir uns wünschten. Jetzt geht uns auf, daß auch diese Zeit, wie unsere Kindheit, so sehr auf die Zukunft ausgerichtet war, daß sie uns wie Wasser durch die Hände lief.

Und ebenso wird es sein, wenn wir alt werden. Dann bleiben uns nur noch Erinnerungen, dann haben wir mehr als genug Zeit, um festzustellen, daß die Zeit uns im Griff hatte und nicht wir sie.

Wenn der Prediger sagt, daß alles zu seiner Zeit geschehen soll, so weiß er gleichzeitig, daß es bei uns Menschen anders aussieht. Wir sind zu unruhig, um uns an diesen Worten genügen zu lassen – geprägt durch Träume und Zukunftswünsche. Wir möchten unser Leben bestimmen, selbst gestalten – und ge-

rade bei diesem Versuch eilt die Zeit an uns vorbei, läuft uns weg, ist nicht mehr greifbar.

Gibt es wirklich eine Gegenwart und nicht nur Vergangenheit und Zukunft? Wir warten auf die Ernte, aber wenn sie eingebracht ist, wenn das Reifwerden zur Vergangenheit geworden ist, dann geht es schon wieder um neuen Einsatz. Unser Tun, unsere Aktionen – das „Steinesammeln und Steinezerstreuen“, von dem hier die Rede ist –, das steht lange vor uns als zukünftiges Ereignis, und dann ist es plötzlich schon vorbei, gehört der Vergangenheit an. Die Gegenwart, die Wirklichkeit des Augenblicks rinnt uns ständig durch die Finger wie Sand. Vorbei, nicht mehr greifbar, verloren.

Wie kann Zeit für uns sinnvoll werden, wenn das Jetzt so plötzlich zum Gestern wird, wenn so schnell aus der ersehnten Zukunft erloschene Vergangenheit wird?

Der Prediger sagt: „Alles, was Gott tut, das besteht für ewig; man kann nichts dazutun noch wegtun. Das alles tut Gott, daß man sich vor ihm fürchte.“ Und dann gibt er uns eine Antwort: „Da merkte ich, daß es nichts Besseres gibt als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben. Denn ein Mensch, der da ißt und trinkt und hat guten Mut bei all seinem Mühen, das ist eine Gabe Gottes.“

Diese beiden Aussagen hängen eng miteinander zusammen. Sie geben uns einen gewissen Aufschluß über das Rätsel der Zeit, über ihren Hintergrund und über die Unmöglichkeit, unsere Zeit selbst in den Griff zu bekommen.

Der Prediger stellt fest, daß alles, was geschieht, eine Ursache hat, uns aber andererseits wie etwas Unabänderliches überflutet. Er empfindet einen sinnvollen Rhythmus in allem Geschehen – eine Zeit für das Säen und Pflanzen und eine Zeit fürs Ernten, eine Zeit zum Leben und eine Zeit zum Sterben –, daß irgendwo die Dinge zu einer tiefen Einheit zusammengefaßt werden. Die Einzelheiten unseres Lebens, die der Lauf der Zeit oft wirr aneinanderzuhängen scheint, klingen bei Gott in einer Harmonie zusammen. Und die vielen Einzelleben sind nach seinem Plan in den Gang der Weltgeschichte hineingeordnet. Er ist der Urheber alles Geschehens.

„Furcht des Herrn“ bedeutet hier die Erkenntnis, daß es eine solche Harmonie, eine solche Ordnung gibt. Eine Zeit für dieses und jenes und den Gesamtplan eines großen Meisters für ihren Ablauf. Und sie bedeutet auch, daß wir Menschen nicht über die Zeit verfügen können. Wir erkennen manchmal einige Linien, Zeiten für das eine oder das andere, aber oft merken wir erst zu spät, was eigentlich dran war. Wir lebten an der Zeit vorbei, oder sie ging über uns hinweg, ohne daß uns Sinn und Zweck aufgegangen wäre. Doch der Prediger sagt uns sehr klar, daß es einen Sinn und eine Zielsetzung der Zeit gibt. Sie gehört dem Herrn – auch unsere private Zeit –, und das sollte uns zur Furcht des Herrn hinführen.

Angesichts dieser Aussagen erscheint uns die Schlußfolgerung des Predigers beinahe lächerlich unwichtig: „Ein Mensch, der da ißt und trinkt und hat guten Mut bei all seinem Mühen, das ist eine Gabe Gottes!“

Heißt das nicht, die Gottlosigkeit unserer Tage bejahen, wo die Menschen leben wie zur Zeit Noahs: „ . . . sie aßen, sie tranken, sie freiten und ließen sich freien, bis die Sintflut kam und sie auslöschte . . . “? So hat es der Prediger nicht gemeint. Das Erwecken der Gottesfurcht ist ja gerade das letzte, was er zu diesem Thema zu sagen hat: „ . . . das alles tut Gott, daß man sich vor ihm fürchten soll.“ Und dann fährt er fort: „Was geschieht, das ist schon längst gewesen, und was sein wird, ist auch schon längst gewesen; und Gott holt wieder hervor, was vergangen ist.“

Das Wort des Predigers ist zutiefst von Demut geprägt. Er hat unser Versagen im Hinblick auf das sinnvolle Umgehen mit der Zeit im Auge und auch unsere Unfähigkeit, Gottes Plan zu enträtseln. Er möchte uns mit der Aussage über die umfassende Herrschaft Gottes über Zeit und Ewigkeit zu einer grundsätzlichen Erkenntnis über uns selbst führen: Du Mensch, merke doch, wie klein du wirklich bist, klein in deinem Mühen, klein in deinen Werken, klein darin, daß die Zeit über dich bestimmt und nicht du über sie.

Eine solche Aussage haben wir emanzipierten, vom Humanismus beeinflussten Menschen heute nötiger denn je, weil dieser Ruf die Wahrheit über den Menschen schonungslos enthüllt.

Auch wenn wir an einem klaren Sommerabend einen Spaziergang machen und den Sternenhimmel über uns betrachten, können wir etwas davon spüren. Wir sehen Sterne, die zum Teil Milliarden Lichtjahre von uns entfernt sind, schon tot sind – aber uns trifft noch ihr Glanz. Wie klein, wie bedeutungslos sind wir Menschen doch angesichts dieses unbegrenzten Raumes. Das ist die Wahrheit über uns. Der Herr schuf die Zeit mit seinem „am Anfang“, und erschuf den Raum mit „Himmel und Erde“. Er herrscht über beides – immer und ewig.

Aus tiefster Ehrfurcht vor ihm wollen wir uns einfügen in das, was er geschaffen hat, wollen seine Herrschaft über die Zeit und unser Leben annehmen. Wenn wir dann täglich „alles zu seiner Zeit“ aus seiner Hand empfangen – Essen, Trinken, Arbeit und Freude –, dürfen wir glücklich sein, weil wir nicht mehr über uns selbst bestimmen wollen und müssen, sondern als seine Kinder von ihm her leben. Die Selbstbestimmung ist im letzten Grunde eine Last, und wir täuschen uns ja ohnehin, wenn wir glauben, das Recht dazu zu besitzen.

Dann wird auch unser Essen und Trinken von aufrichtiger Gebetshaltung begleitet sein – auch im Tischgebet –: Ich danke dir, Gott, weil du der Herr meines Lebens bist. Jede Phase, jede Einzelheit unseres Lebens können wir dann annehmen, wie sie kommt, aus seiner Hand, von ihm bestimmt. Und dabei dürfen wir guten Mut haben, weil wir ja nur die Empfangenden sind und weil wir uns darin zu unserem Schöpfer bekennen.

Doch spricht unser Text ja auch von einer Zeit zum Sterben. Unser Tod wäre sinnlos, wenn es keine Zukunft mehr dahinter gäbe. Zwar schenkt Gott immer wieder neues Leben auf die verschiedenste Weise, wenn auch ein Einzelschicksal erlischt, aber das allein vermag unserem Leben keinen Sinn zu bewahren.

An dieser Stelle müssen wir weiter blicken, als es der Prediger vermochte. Am Kreuz Jesu Christi wurde unser Leben auch über den Tod hinaus sinnvoll gemacht. Zur Zeit seiner Erhöhung, zur Zeit Gottes, brach er dort die Macht des Todes, die bis dahin auch unser Leben in ihren Bann geschlagen hatte. Wir leben ja nur in einer Richtung hier auf dieser Welt. Vom Impuls der Geburt an ist unser Leben im Grunde ein zunehmendes Versickern, das mit dem Tod seinen Abschluß findet.

Am Kreuz auf Golgatha erhielten Zeit und Ewigkeit ein für allemal ihren rechten Stellenwert. Hier begegneten sich die verlorene Zeit einer Welt, die dem ewigen Tod geweiht ist, die ihren Herrn und Erlöser umbrachte, und die Ewigkeit des Gottesreiches, das Christus uns eröffnete. Er nahm alle verfehlten Versuche der eigenen Lebensbestimmung auf sich und wandelte verlorene Zeit, verlorenes Leben in ewiges Leben um. Durch das Geschenk des Glaubens dürfen wir an dieser Verwandlung teilhaben.

Darum wollen wir essen und trinken und fröhlich sein bei unserer Arbeit. Ehre und Ruhm sei ihm allein, der Zeit und Vergänglichkeit unseres Lebens und Todes in seine Ewigkeit hineinnimmt. Er allein ist der Herr!

Der wahre Hirte

1 Die Ältesten unter euch ermahne ich, der Mitälteste und Zeuge der Leiden Christi, der ich auch teilhabe an der Herrlichkeit, die offenbart werden soll:

2 Weidet die Herde Gottes, die euch befohlen ist, nach Gottes Willen, nicht gezwungen, sondern willig; nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern von Herzensgrund;

3 nicht als die über die Gemeinden herrschen, sondern werdet Vorbilder der Herde.

4 So werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Ehren empfangen.

5 Desgleichen, ihr Jüngeren, seid untertan den Ältesten.

(1. Petr. 5,1-5)

Als Mönch mußte Martin Luther ein Gelübde ablegen, daß er seinem Abt, seinem „Hirten“, untertan sein würde, daß er ihm gehorchen würde. Doch Luther hatte eine viel tiefere Schau dieses Textes als wir im allgemeinen. *Der Hirte* war für ihn im letzten Grunde Gott. Er meinte, daß er sich seinem Abt nur unterordnen könnte, wenn er sich vorher völlig unter den Willen Gottes gestellt habe. Was nützt mir menschlicher Gehorsam, so fragte er, wenn ich meinem wahren Herrn den Gehorsam verweigere. Ständig rang Luther mit dem ersten Gebot: „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.“ Er erkannte, daß er sich selbst immer noch wichtiger nahm als Gott und seine Belange.

Der Hirte einer jeden christlichen Gemeinde oder Gemeinschaft ist Jesus Christus, und jede andere Autorität wie Pfarrer oder Gemeinschaftsleiter leitet ihr Gewicht nur von daher ab. Die Anweisung Gottes heißt: „Weidet die Herde Gottes, die euch befohlen ist . . .“ Nach seinem Willen, in seinem Sinn, in seiner Kraft sollte das geschehen.

Doch was nutzt der beste verantwortliche Leiter einer Kirche oder Gemeinschaft, wenn wir selbst uns Gott nicht unterordnen können oder wollen? Eine Kirche mit braven „Schäflein“, die

immer nur hören und schlucken, was ihnen vorgesetzt wird, entwickelt sich leicht zu einem bloßen Verein, zu einem eher weltlichen Gebilde. Da merkt dann bald kein Glied und auch kein eingesetzter Hirte mehr, daß es oder er dem Gehorsam Gott gegenüber im Weg steht. Da fehlt die lebendige Beziehung zum wahren Hirten, das Ich, der eigene Wille steht im Vordergrund. Aus Luthers Kampf um das erste Gebot, aus seiner Erkenntnis des wirklichen guten Hirten und unserer völligen Verlorenheit – von der auch die eingesetzten Hirten nicht ausgeschlossen sind – ist unsere Reformation entstanden.

Es geht hier vor allem um die unmittelbare Beziehung eines jeden einzelnen Christen zum Herrn. Die Kirche wird ja nicht aus Ämtern gebildet, aus Organen einer offiziellen Namenskirche, sondern Kirche bedeutet zuerst und zuletzt, daß es um die Nachfolger Jesu, den Leib des gekreuzigten und auferstandenen Herrn geht. Wir sind die Glieder, er ist das Haupt. Kirche im biblischen Sinn bedeutet ein Erfülltsein vom Heiligen Geist, Führung durch ihn: „Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige christliche Kirche . . .“

Kirche ist nur deswegen heilig, Gott gehörig, weil sein Geist in ihr spürbar ist, weil das rettende und richtende Wort Gottes in ihr lebt, weil sie fähig ist – wie Petrus –, Buße zu tun. Die letzte Autorität liegt dann nicht bei denen, die durch ihr Amt Hirten geworden sind, sondern allein bei Jesus Christus. Die zentrale Beziehung des einzelnen Gliedes zu seinem Gott besteht nicht über Pfarrer oder Gemeinschaftsleiter, sondern unmittelbar über Jesus Christus, das wahre Haupt, den wirklichen Hirten der Gemeinde.

Luthers Erkenntnis, die ihm aus eigener Erfahrung erwuchs, seine Unfähigkeit, sich selbst seinem wahren Herrn unterzuordnen, seine Ich-Betroffenheit und Ich-Verlorenheit gegenüber dem ersten Gebot führte ihn zu einer tiefgreifenden Aussage. In seiner Verzweiflung über die Tatsache, daß es ihm unmöglich war, Gottes Gebot zu erfüllen, ihm völlig gehorsam zu sein, ihn über alles zu lieben und zu ehren, sagte er kurz vor dem Wendepunkt zur Reformation in seiner Auslegung des Römerbriefes: „Ich werde mich selbst in die Hölle verdammen lassen um Gottes willen, um seiner Gerechtigkeit willen . . .“ Aber trotz dieses ver-

zweifelten Versuches völliger Unterordnung unter Gottes Gerechtigkeit stand doch immer noch sein Ich im Mittelpunkt und nicht der Herr. Es ging ihm um Gottes Gerechtigkeit *für ihn*, nicht um Gottes Gerechtigkeit an sich. Luther fühlte sich in sich selbst gescheitert.

Es gibt in der Bibel noch eine Reihe von Aussagen über die Hirten des Volkes. Viele der Propheten des Alten Bundes haben davor gewarnt, daß die eingesetzten Hirten – Könige und Hohepriester – die Herde im Stich lassen würden. Hosea stellt zum Beispiel fest, daß die Schuld Israels in Wahrheit bei seinen Priestern läge. Und Hesekiel sagt, daß die Hirten Israels ihre Schafe den Wölfen überlassen hätten. Gibt es ein härteres Urteil über einen Hirten? Petrus, der zuerst berufene Jünger Jesu, der bei der Verklärung Jesu mit dabei war, hat ihn dreimal verleugnet, sein Leiden nicht verstanden und ihn am Kreuz verlassen. Muß man nicht vom Verhalten des Petrus her schließen, daß die Hirten des Neuen Bundes von der Möglichkeit des Versagens nicht weniger bedroht sind als die des Alten Bundes? Ist es nicht ein Hauptproblem unserer heutigen Kirche, daß viele ihrer Hirten dem Zeitgeist, den gerade geltenden geistigen Strömungen verfallen sind und dabei ihre Herde im Stich lassen?

Ein Beispiel mag für viele stehen: Eine Reihe von modernen christlichen Theologen stellen die leibliche Auferstehung Jesu in Frage. Merkwürdigerweise trat ihnen ein Nichtchrist, ein Jude, entgegen. Prof. Pinchas Lapide schrieb ein Buch, in dem er Beweise zu liefern versucht, um die leibliche Auferstehung Jesu von Nazareth glaubwürdig darzulegen.

Nur mit diesen Vorüberlegungen können wir dem Text über „das Weiden der Herde“ gerecht werden. Wir dürfen als Christen ein direktes Verhältnis zu unserem Herrn haben, wir brauchen keinen Vermittler dabei – so hat es Luther gesagt. Und wir müssen auch wissen, daß wir Sünder sind, zutiefst ungehorsam, daß aber Christus uns als der gute Hirte durch sein am Kreuz vergossenes Blut annimmt. Er ruft seine verlorenen Schafe zu sich und macht sie zu seinen Söhnen und Töchtern. Und schließlich müssen wir um das Versagen der eingesetzten Hirten im Alten und Neuen Bund wissen. Petrus im Hof des Hohenpriesters und die Jünger im Garten Gethsemane mögen für viele an-

dere stehen. Die drei Apostel schliefen ein, als Jesus von Todesangst überflutet wurde, als sie mit ihm wachen sollten.

Wie sollen wir angesichts dieser Tatsachen unserem Text in der heutigen Zeit begegnen? Wir leben in der Endzeit der Welt und rechnen damit, daß der wahre Hirte noch einmal erscheinen wird, um seine Schafe aus der Hand aller falschen Hirten zu retten. Zentral sind hier die Sätze: „Zeuge der Leiden Christi“, „Weidet die Herde Gottes, die euch befohlen ist nach Gottes Willen“ und „Werdet Vorbilder der Herde“. Daneben hat Petrus an anderer Stelle betont, daß wir alle Priester Gottes sind, daß jeder einzelne Christ verantwortlich ist für die Weitergabe der Botschaft von der Erlösung am Kreuz.

Zeuge der Leiden Christi sein heißt, Nichtchristen als Sünder, als zutiefst Verlorener gegenüberstehen, der nur durch Christus gerecht geworden ist. Wir stehen nicht über ihnen, wir sind nicht besser, das ist die Grunderkenntnis, wenn wir sein Leiden bezeugen. Er starb nur für Sünder, nicht für Gerechte und Selbstgerechte. Nur wenn die Frucht aus seinem Leiden in unserem Leben sichtbar wird, sind wir Zeugnis dieses Tuns Jesu auch für andere. Wir bezeugen das Leiden des fehlerlosen Lammes, das sich selbst an unserer Stelle hingegeben hat, die Herde gerecht macht, schützt durch sein Blut. Vielleicht kommt uns dabei das Passa-Lamm in Erinnerung, das die Israeliten vor ihrem Auszug aus Ägypten auf Geheiß Moses schlachten mußten. Auch da ging es um ein fehlerloses Lamm, dessen Blut die Kinder Israel vor dem Zugriff des Würgeengels schützte, der durch die Häuser der Ägypter ging und alle Erstgeborenen tötete.

Wenn wir auf diese Weise das Leiden Jesu bezeugen, dann weiden wir die Schafe nach Gottes Willen, nicht nach unseren Überzeugungen und Meinungen. Luther betete vor seinen Predigten: „Herr, mache meine Stimme tot, daß du durch mich sprechen kannst.“

Was bedeutet es, daß wir Vorbilder sein sollen? Sind wir denn besser als die anderen? Wir sind Ungläubigen nur insofern ein Stück voraus, als wir wissen, daß wir Verlorene sind, daß unsere eigene Kraft uns nur auf dunkle, selbstgerechte Wege bringt, daß der sich selbst bestimmende Mensch, der autonome

Mensch nicht zu dem Ziel gelangt, das er sich wünscht. Das muß jeder Nichtchrist unter uns wissen: Christsein bedeutet sein Leben Christus ausliefern, im Gebet mit ihm reden, beim Lesen seines Wortes sich ihm unterordnen und in der Gemeinschaft mit ihm bleiben. Wer das nicht will, hat seine wahre Lage noch nicht erkannt. Er hat noch nicht gemerkt, daß er nur dem Tod entgegenlebt, wenn er bekommt, an was er glaubt: an sich selbst, seine Pläne, seine Klugheit, seine Gerechtigkeit. Solche Menschen sind nicht in der Lage, den Balken aus dem eigenen Auge zu entfernen, weil sie ihn noch gar nicht sehen.

Vorbild sind wir nicht, weil wir besonders hart mit uns umgehen, die Fehler zuerst bei uns selbst und dann erst bei den anderen suchen, weil wir kritisch sind im echten, im christlichen Sinn, nämlich uns selbst gegenüber, sondern weil Christus in uns lebt. „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus in mir . . . ” Wer sich selbst lebt, ist Egoist – versteckt oder offen. Lebt aber Christus in mir, dann strahlt er, dann strahlt die Liebe durch alles hindurch. Jeder Liebende lebt aus dieser Kraft, denn Liebe ist menschlich nicht zu ergründen und ist auch nicht machbar.

Wenn wir täglich unsere Wege dem wahren Hirten anbefehlen, uns von ihm führen und leiten lassen, dann kann er durch uns wirken – „nicht ich, sondern Christus in mir“. Dann vermögen wir es, Gutes zu vollbringen, auch wenn die Mächte des Bösen uns zu bestimmen versuchen. Dann können wir uns plötzlich für Menschen einsetzen, die uns gleichgültig oder sogar unsympathisch waren, weil wir wissen, daß Jesus sie liebt, daß er sie auf den Weg des Lebens führen will. Als Zeuge des Leidens Christi soll ich nach Gottes Willen dabei helfen. Aus der Liebe Jesu heraus kann ich es in seinem Namen tun. „Ihr seid das Licht der Welt“, „Ihr seid das Salz der Erde“ – das können wir nur sein, wenn wir sein Licht empfangen und widerspiegeln, wenn wir seine Kraft an uns wirken lassen und bezeugen.

„Herr Jesus, mache uns zu Zeugen deines erlösenden Leidens, gib uns die Kraft, nach deinem Willen deine Liebe, deine Gerechtigkeit auszuleben. Laß uns täglich deine Stimme hören und mach dein Wort in uns lebendig. Wir danken dir, daß du unser wahrer Hirte bist.“

Der barmherzige Samariter

27 Er antwortete und sprach: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten wie dich selbst“ (5. Mose 6,5; 3. Mose 19,18)

28 Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tue das, so wirst du leben.

29 Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster?

30 Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen.

31 Es begab sich aber von ungefähr, daß ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und da er ihn sah, ging er vorüber.

32 Desgleichen auch ein Levit; da er kam zu der Stätte und sah ihn, ging er vorüber.

33 Ein Samariter aber reiste und kam dahin; und da er ihn sah, jammerte ihn sein,

34 ging zu ihm, goß Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm und hob ihn auf sein Tier und führte ihn in eine Herberge und pflegte sein.

35 Des andern Tages zog er heraus zwei Silbergroschen und gab sie dem Wirte und sprach zu ihm: Pflege sein, und so du was mehr wirst dartun, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme.

36 Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Räuber gefallen war?

37 Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin und tue desgleichen!

(Luk. 10,25–37)

Kaum ein biblischer Text wird heute so stark in den Vordergrund gerückt wie dieser. Wieviel Auslegungen habe ich schon davon gehört, die alle in die Richtung der absolut vorrangigen Bedeutung der Nächstenliebe gingen. Die mangelnde Hilfsbereitschaft des Priesters und des Leviten mache deutlich, so sagt man, daß der Glaube nicht unser zentrales Anliegen sein dürfe, sondern nur das, was man für andere tue. Der Samariter dagegen sei gar kein gläubiger Jude gewesen, habe aber gewußt, um was es ging: die praktische Hilfe, das menschliche Engagement. Und dies Gleichnis Jesu wird dann zum Musterbeispiel für modernes, soziales Evangelium erhoben. Das Lesen der Bibel, das Beten und der Glaube erscheinen nur noch als formale Frömmigkeit – das A und O des Christentums wird im praktischen Tun, in der Mitmenschlichkeit gesehen.

Das mag oberflächlich betrachtet überzeugend klingen und eine interessante Sache sein, aber unserem Text wird man so nicht gerecht. Was Jesus hier sagen will, läuft in eine ganz andere Richtung. Gerade für uns heutige Christen ist es deshalb wichtig, ihn an dieser Stelle richtig zu verstehen.

Es geht um ein Gleichnis, in dem der Hauptgedanke am Anfang steht. Der Schriftgelehrte möchte von Jesus wissen, was er tun muß, um das ewige Leben zu gewinnen. Jesus stellt eine Gegenfrage: „Was steht im Gesetz? Was sagen die fünf Bücher Mose?“ Der Schriftgelehrte antwortet: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Jesus erwidert ihm: „Du hast recht geantwortet. Tue das, so wirst du leben.“ Und dann erzählt er die Geschichte vom barmherzigen Samariter als praktisches Beispiel dafür.

Der Schriftgelehrte hatte zwar gefragt: „Was soll ich tun?“ Aber er hatte seine Frage schon selbst damit beantwortet, daß nach dem Gesetz die Liebe zu Gott das Allerwichtigste im Leben sei. Aus dieser Liebe zum Herrn, die an sich gar kein Tun ist, folgt dann die Liebe zum Nächsten. Die Nächstenliebe, Mitmenschlichkeit ist damit gar nicht Mittelpunkt der Aussage und bildet auch keinen Gegensatz zum Glauben. Sie gehört zu Gottes Liebe und wächst aus ihr heraus. Im tiefsten Sinne können wir anderen nur helfen aus unserer eigenen Verbindung zu Gott.

„Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben . . . ” und „ohne mich könnt ihr nichts tun“. Diese Aussage ist zentrale Botschaft unserer ganzen Bibel, des Alten und des Neuen Testamentes.

Unsere Beziehung zum Herrn ist der Angelpunkt aller echten Hilfe für andere, der Fähigkeit, sie zu lieben und ihnen zu dienen. Aus uns selbst sind wir gar nicht in der Lage dazu. Erst Jesu Liebe zu uns macht uns das möglich.

Auch Mann und Frau spüren, daß sie die Liebe nicht erschaffen haben und sie nicht ergründen können. Ihre Liebe zueinander ist ein Geschenk, ein Wunder Gottes, und in seiner Liebe können sie auch einander in Wahrheit lieben. Auch die zweite Tafel der Zehn Gebote und die Reihenfolge der Bitten im Vaterunser bestätigen es: An erster Stelle kommt die Beziehung zu Gott, und daraus erwächst dann die Regelung der Beziehung zum Nächsten. Nur wenn wir uns an ihm festhalten, wenn er unser Gott und Herr ist, tun wir auch im Verhältnis zu unseren Mitmenschen das Rechte.

Im Vaterunser heißt es: Dein Name werde geheiligt – nicht unser Name oder der unseres Nächsten. Dein Wille geschehe – nicht unser Wille oder der unseres Nächsten. Das Ziel der Weltgeschichte heißt: Dein Reich komme – nicht das unsere oder die sozialpolitischen Vorstellungen unserer Nächsten. Nur aus einem klaren Verhältnis zum Herrn, aus dem Wissen, daß alles von ihm kommt, können wir dann beten: Unser täglich Brot gib uns heute.

Die Geschichte vom barmherzigen Samariter darf nicht so mißverstanden werden, daß man das Tun im Leben eines Christen absolut setzt und meint, Priester und Levit seien unfähig zur Hilfe gewesen, weil sie sich so sehr in ihrem Glaubensleben gesonnt hätten und darin aufgegangen seien, daß sie den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verloren hätten.

Die Geschichte von Maria und Martha, die im Evangelium anschließend an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt wird, zeigt ebenfalls, daß es Jesus nicht zuerst um ein Christentum der Tat geht. Martha ist sehr engagiert in ihrer Fürsorge, und doch beurteilt Jesus das schlichte Hören Marias auf seine Worte sehr viel positiver als Marthas Aktionen.

Das praktische Tun ist Folge einer lebendigen Christusbeziehung, aber nicht ihr Ausgangspunkt. Jesus weist in seiner Frage: „Was sagt das Gesetz?“ eindeutig darauf hin. Zuerst geht es um unser Gottesverhältnis. Und dann wird der Schriftgelehrte mit dem Gleichnis vom Samariter konfrontiert, in dem an Priester und Levit gezeigt wird, daß das Festhalten am Gesetz zur bloßen Formsache werden kann. Das fromme Reden ist Lippenwerk geworden. Wie manches Mal haben die alten Propheten darauf schon hingewiesen. Hier wird Gott eben nicht mehr von ganzem Herzen, von ganzer Seele geliebt, denn Liebe zu Gott führt zwangsläufig auch zur Liebe gegenüber seinem Geschöpf, seinem Werk.

Priester und Levit bleiben am Buchstaben kleben, lieben das Gesetz um des Gesetzes willen, aber die wahre Liebe zu ihrem Herrn ist nicht mehr da. „Sie haben Augen und sehen nicht, und haben Ohren und hören nicht . . .“ Ihr Verhalten ähnelt einem Arzt, der nur noch theoretisch denken kann, für den aber der Gegenstand seiner Wissenschaft, der Patient und sein Schicksal, uninteressant geworden ist. Er weiß vieles aus Büchern, sieht den Buchstaben vor sich, doch in seinem Handeln sieht er die Wirklichkeit aus Fleisch und Blut nicht mehr. Von Jesus heißt es dagegen: „Und das Wort ward Fleisch . . .“ Er suchte den Weg zu den Menschen.

Es hat immer sogenannte „Gläubige“ gegeben – Juden und Christen –, die mehr an ihren Glauben glaubten als an ihren Herrn. Ihr Inneres ist weniger von der Liebe und Kraft Gottes erfüllt als von dem ständigen Appell: „Das sollst du, das sollst du nicht!“ Ihr Glaube ist zum Gesetz erstarrt und darin einnivelliert worden.

Wie sieht es nun mit dem Samariter aus? Ist er ein ungläubiger Mensch? Kann er seinen Nächsten lieben ohne die Kraft Gottes?

Die Samariter waren auf ihre Art gläubige Menschen, doch von den Juden wurden sie als Sekte angesehen und verachtet. Sie waren ein Mischvolk, das entstand, als die Assyrer nach dem Untergang des Nordreichs Israel (722 v. Chr.) fast dreißigtausend Juden aus diesem Gebiet wegführten und dafür Heiden dort ansiedelten. Diese übernahmen zwar die Anerkennung der fünf Bü-

cher Mose und des Buches Josua, also des schriftlich überlieferten jüdischen Gesetzes, hielten aber auch noch an eigenen heidnischen Riten fest. Die Folge war ein gewisser Synkretismus, ein Nebeneinander und Miteinander verschiedener Glaubensinhalte.

Die prophetischen Schriften des Alten Testamentes wurden von den Samaritern nicht akzeptiert, und auch den Tempel in Jerusalem lehnten sie ab. Dafür bauten sie einen eigenen auf dem Berg Garizim, nicht weit von Samaria.

Sie galten also als Feinde des jüdischen Glaubens. In seiner ersten Aussendungsrede (Mt. 10) gab Jesus seinen Jüngern die Anweisung: „Geht nicht zu den Heiden, noch zu den Samaritern, sondern allein zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel.“

Der Haß der Samariter gegen die Juden war so groß, daß sie zur Zeit der Geburt Jesu sich nicht scheuten, Knochen in den Tempel von Jerusalem zu werfen in der Absicht, ihn unrein zu machen. Im Alten Bund führte nämlich jede Berührung mit dem Tod zur rituellen Unreinheit.

Man kann die Samariter nicht als ungläubig bezeichnen; sie ließen sich nicht nur von menschlichen Antrieben leiten. Aber sie hatten etwas Sektiererisches an sich, ihre Lehre war nicht nur aus dem Boden des Alten Bundes erwachsen.

Doch in unserer Geschichte wird deutlich, daß trotz dieser Irrlehre in einem einzelnen Menschen ein Stück der Liebe Gottes zur Auswirkung kommen kann, ein Stück der Gnade, die die ganze Schöpfung erhält und „es regnen läßt über Gute und Böse“.

Die Geschichte dieses Samariters macht deutlich, was Nächstenliebe heißt und was Gottesliebe auslöst. Wer den lebendigen Herrn liebt, der ist auch für seinen Nächsten da, der sich in tiefer Not befindet. Buchstabenglaube dagegen ist leblos und hat keine Beziehung zum Nächsten. Auch der lebendige Herr bleibt darin leblos und wird nur gesetzlich verstanden. Doch kann man daraus nicht den Rückschluß ziehen, daß alle „guten Werke“ aus der Liebe Jesu heraus geschehen, damit ginge man an der Aussage des Textes vorbei. Echte Nächstenliebe kommt nur aus der Gottesliebe, aus dem Glauben an diesen Herrn, das ergibt sich aus dieser Geschichte und aus dem Bericht von Maria und Martha. Wer sogenannte „gute Werke“ ohne diese Beziehung zu

Gott tut, handelt letztlich nur zur Selbstbestätigung, aus dem Glauben an sich selbst. Es sind im Grunde leblose Werke, mit denen der eigene Egoismus zugedeckt wird. Es geht einfach nicht in erster Linie um die Werke, sondern um das Leben aus der Liebe Gottes, um Gottes Wirken in uns.

„Herr Jesus, wir bitten dich, daß unser Glaube täglich erneuert und so vertieft wird, daß wir aus der Liebe zu dir unseren Nächsten lieben, ihm helfen und ihm die Rettung durch dein Kreuz anbieten können. Du mußt bei uns bleiben, daß wir Augen haben, zu sehen, und Ohren, zu hören, daß wir unserem Nächsten in deinem Namen und aus deiner Kraft dienen können. Du bist der Weinstock, und wir sind die Reben, und ohne dich können wir nichts tun.“

Der Ruf in die Nachfolge

28 Da sprach Petrus: Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt.

29 Er aber sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Es ist niemand, der ein Haus verläßt oder Weib oder Brüder oder Eltern oder Kinder um des Reiches Gottes willen,

30 der es nicht vielfältig wieder empfangt in dieser Zeit, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.

(Luk. 18,28–30)

In meiner Familie war es üblich, daß jedes Mitglied irgendwann einmal eine Europareise machte. Das galt nun auch für mich und meine beiden Schwestern. Als ich im Jahr 1961 die Fahrt antrat, hatte ich die Absicht, mich längere Zeit in England und Italien aufzuhalten. Englische Geschichte war mein Hauptfach im Studium, und italienische Malerei beschäftigte mich als zweites Gebiet. Ich war damals vierundzwanzig Jahre alt und durchaus kein gläubiger Jude. Religiöse Fragen hatten für mich keine Bedeutung. Ich hatte eine Zeitlang Gedichte geschrieben, aber jetzt hatte ich mich ganz und gar ins Studium der Geschichte vertieft.

Auf dem Schiff traf ich einen Schulfreund, der sich mit einem weiteren Bekannten auf dem Weg nach Deutschland befand. Die beiden fragten mich, ob ich mich ihnen anschließen wollte. Mein Gewissen meldete sich zaghaft. Vor meiner Reise hatte meine Mutter mich gebeten, Deutschland bei meinen Reiseplänen auszuklammern. Es war sechzehn Jahre nach Auschwitz. Vor allem sollte ich um keinen Preis eine deutsche Frau mit nach Hause bringen. Das Gebot „Ehre Vater und Mutter“ steht bei den Juden in hohem Ansehen und gilt als besonders schwer zu erfüllen.

Ich ging mit nach Deutschland und bekam schnell Kontakt mit vielen jungen Deutschen – darunter auch mit einem Mädchen, das dann meine Frau wurde.

Monate später kam ich also nun doch mit einer deutschen Frau nach Hause. Meine Eltern kamen zwar zur Hochzeit, waren aber zutiefst verletzt. Gemeinsam besuchten wir das Konzentra-

tionslager Dachau. „Hier siehst du“, meinten sie, „was dieses Volk uns angetan hat. Und nun zieht es dich hierher!“

Ich antwortete – daran erinnere ich mich noch heute –: „Was im Dritten Reich geschehen ist, war nicht nur Schuld des deutschen Volkes. Die ganze Bosheit der Menschen wurde dort offenbar, das, wozu der Mensch fähig ist.“

Meine Frau ging trotz der belasteten Vergangenheit ihres Volkes tapfer in die Spannung dieser Ehē hinein. Meine Eltern und Verwandten fanden sich mit dem Unabänderlichen ab und beschlossen, die deutsche Schwiegertochter freundlich zu empfangen. *Ich* hatte ja diese Entscheidung getroffen, und wenn sie meiner Frau entgegenkamen, blieben wir vielleicht in Amerika, und sie und die Kinder wurden Juden.

Damals war ich wissenschaftlicher Assistent an der Universität von New York. Aber im Mai des folgenden Jahres siedelten wir nach Deutschland über, weil ich für meine Dissertation Forschungsarbeiten nachgehen mußte. Gerade diese Umstände öffneten mir den Weg zu Christus. Ich mußte Vorträge über das Judentum halten und mich mit dem jüdischen Leid auseinandersetzen. Die Frage nach dem Sinn der Not tauchte immer wieder auf. Gleichzeitig fiel mir auf, daß viele positive Eigenschaften meiner Frau mit ihrem Glauben zusammenhingen, vor allem ihre innere Demut. Ich suchte damals nach dem Sinn meines Lebens, nach dem Sinn des Leidens – speziell aus jüdischer Sicht, nach dem Sinn des Todes und dem Ursprung der Liebe.

Wir lebten in Oberbayern auf dem Land, nicht allzu weit von München entfernt. Eines Tages kam in mir der Wunsch auf, mit meiner Frau in den Gottesdienst zu gehen. Ehe heißt ja, daß man alles miteinander teilt, und der Glaube bedeutete meiner Frau sehr viel. Die Bibelauslegung des Pfarrers fesselte mich. Ich ging häufiger zur Kirche und begann, täglich in Gottes Wort zu lesen, zuerst im Alten Testament – das mir natürlich vertrauter war –, dann aber auch im Neuen. Ich merkte, daß dieses Buch Antworten hatte auf mein Suchen. Ich erfuhr, daß Gott uns als Persönlichkeiten geschaffen hat, daß er alle unsere Gedanken, Gefühle und Wege kennt und daß wir nur durch ihn im tiefsten Sinn unser Ich, uns selbst finden können. Da begegnete mir der Gott Israels als die Liebe, als das Geheimnis des Lebens. Auch

die Frage nach dem jüdischen Leid und seinem Zusammenhang mit Christus, dem leidenden Gottesknecht und König der Juden – INRI – fand da eine Antwort. Immer mehr näherte ich mich dem christlichen Glauben.

Inzwischen hatte sich die Spannung im Verhältnis zu meinen Eltern nicht gerade verringert. Wäre ich nicht ihr einziger Sohn und besonderer Liebling gewesen, wäre es wohl zerbrochen.

Eins stieß mich, zwar nicht von Christus, aber doch von der „christlichen Kirche“ weg: wenn ich in die Kirchengeschichte mit ihrem jahrhundert- und jahrtausendealten Judenhaß hineinsah. Wie konnte eine Kirche sich als Kirche Gottes betrachten, wenn Jesus doch auch König der Juden war, wenn das Leiden seines Volkes eng mit seinem Leiden verbunden war, wenn das stimmte, was Paulus sagte: daß Gottes Erwählung ihn nicht gereuen konnte? Ich glaubte an Christus, ging auch jeden Sonntag zum Gottesdienst, aber Pfingsten, den Tag der Gründung der christlichen Kirche, feierte ich nicht. An diesem Tag pflegte ich Tennis zu spielen.

Doch dann, vor jetzt etwa zwölf Jahren, kam ein Augenblick, in dem mir mitgeteilt wurde, daß mein Vetter und bester Freund unter Drogeneinwirkung Selbstmord begangen hatte.

Das Elend der Welt lag plötzlich ausgebreitet vor mir. Hier konnte nur einer helfen, einer herausführen: Jesus. Ihm wollte ich von nun an dienen. Ich suchte meinen Pfarrer auf, ließ mich taufen und ging dann nach Tübingen, um Theologie zu studieren.

Mit dieser Entscheidung kehrte ich geistig meinem Vaterhaus das zweite Mal den Rücken. Die Spannung wurde fast unerträglich. „Mußt du nun immer in Schwarz herumlaufen?“ fragte mein Vater bitter. Eigenartigerweise stand meine Großmutter, eine tiefgläubige Jüdin, mir zur Seite. „Der Herr wird wissen, warum er das zuläßt“, meinte sie. „Ihr müßt seine Entscheidungen akzeptieren.“ Im übrigen trafen wir nur auf heftigen Widerstand. Trotz unserer räumlichen Trennung – wir hier in Deutschland, sie drüben in Amerika – war es eine sehr schwere Zeit.

Während dieser Periode gab uns der vorliegende Text und ein ähnlicher aus dem Matthäusevangelium die nötige Tragkraft. Mein Vater wurde ernstlich krank, und manche rechneten schon

mit seinem Tod. In diesem Fall hätte man mir wohl die Schuld daran gegeben.

Christus half uns durch diese schwere Zeit hindurch, und Jahre später merkte auch mein Vater endlich, daß meine Entscheidung für Jesus mich in Wirklichkeit dem jüdischen Volk, seinem geliebten Israel, viel näher gebracht hatte. Er stellte fest, daß ich durch die Begegnung mit dem christlichen Glauben zugleich Jude geworden war, wie Jesus, wie Maria, wie Paulus und andere bekannte Gestalten des Neuen Testaments. Das Verhältnis zu meinen Eltern ist heute besser denn je. Das Gebet, die Kraft Christi und seine Führung haben das zuwege gebracht.

Tausend andere machen die gleichen Erfahrungen, wenn sie durch ihre Entscheidung für Christus den Bruch mit lieben Familienangehörigen auf sich nehmen. Wie oft bejahen Ehepartner oder Kinder diese Wege nicht, und es kommt zu tiefen Spannungen. Jesus spricht nicht umsonst von der wahren Familie der Gläubigen, von denen, die zu ihm gehören und sein Reich bauen helfen.

Unser Text ist wiederum ein Hinweis auf das erste Gebot: „Ihr sollt keine anderen Götter neben mir haben.“ Die Liebe zu Christus muß stärker sein als zu dem Ehepartner und zu den Kindern. Nur dann gehören wir ihm wirklich und haben teil an seinem Reich.

Sind wir bereit, Christus durch dick und dünn nachzufolgen? Sind wir bereit, mit ihm zu leiden, wie das Volk der Juden es nun durch Jahrtausende in oft verborgener Weise getan hat, wie viele Christen es im Ostblock tun oder in der Dritten Welt? Wer Vorbehalte hat wie der reiche Jüngling, ist Christus nicht wert. Er gab alles für uns, um in unser Leben einzutreten, um uns die Schuld abzunehmen und uns seine Gegenwart, seine Führung, seine Liebe und Freude zuteil werden zu lassen. Nun möchte er uns auch ganz haben, nicht nur hier ein bißchen und da ein bißchen. Sind wir bereit, seinen Ruf zur Nachfolge zu hören wie Abraham und später seine Apostel? Sind wir bereit, uns von ihm schicken zu lassen, wohin *er* will?

„Herr Jesus, hilf uns richtig zu hören, wenn du rufst, überwinde du unsere Taubheit gegenüber deinem Wort. Du rufst zur Nachfolge in Freud und Leid. Gib uns die nötige Kraft dazu!“

Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig

9 Und er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne.

(2. Kor. 12,9)

Einst erhielt ich einen Telefonanruf, durch den man mich bat, sofort ins Krankenhaus zu kommen. Eine Frau aus meiner Gemeinde lag im Sterben. Vor kurzem war ihr Sohn konfirmiert worden. Als ich das Krankenzimmer betrat, fand ich die etwa Fünfzigjährige sehr elend vor. Seit drei Jahren litt sie nun an Krebs. Die bösartige Krankheit hatte ihren ganzen Körper zerfressen, sie war fast nur noch Haut und Knochen. Doch ihre Augen leuchteten mit ungewöhnlicher Kraft.

Ich trat an ihr Bett, um das die Angehörigen einen Halbkreis gebildet hatten. In der Gewißheit, daß unser Erlöser lebt, daß er Herr über Leben und Tod ist, wartete ich einen Augenblick still und betete dann laut.

Als ich die Augen wieder öffnete, sah ich, daß die Frau mich anschaute. Sie dankte mir, sagte aber dann: „Herr Pfarrer, jetzt möchte ich auch beten!“ Mit letzter Kraft sprach sie einen Lobgesang auf unseren gekreuzigten und auferstandenen Heiland. Sie dankte ihm für seine Gegenwart, für seine Macht und sein Führen. Diese Frau mit dem zerfallenen Leib lobte am Rande des Todes ihren Herrn für seine Güte.

Wir alle waren zutiefst erschüttert. In diesem Augenblick erlebten wir das Walten des Heiligen Geistes, der auch in schwerstem Leid einen Lobgesang möglich machte.

Dem Apostel Paulus wurde einst vom Herrn gesagt: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Und sein Leben hat diese Wahrheit bestätigt.

Bedenken wir nur, welch schreckliche Leiden das Volk Israel über sich ergehen lassen mußte. Kein Volk hat so viel für seinen

Herrn und mit ihm gelitten wie die Juden, so sagt es ein Theologe aus dem 12. Jahrhundert – Peter Abelard. Und was ist seitdem an Not noch dazugekommen!

Mir fällt hier ein Gebet aus Auschwitz ein. Mehrere Tausende wurden dort täglich vergast, nachdem sie vorher unbarmherzig mißhandelt worden waren. In der Atmosphäre dieser Todeskammern und -zellen mit dem Leichengeruch in der Luft, mit Schikanen und Folterungen als ständiger Begleiterscheinung, schrieb ein gläubiger Jude: „Ich glaube, ich glaube, ich glaube ganz und gar, daß unser Messias lebt, daß er kommen wird als unser Erretter zu seiner Zeit.“

Dieser Messias ist Jesus Christus, der seine Erwählten am Ende der Tage erlösen wird. Als Heiland dieses Volkes wird er sichtbar werden. Doch ist er jetzt schon in ihrer Schwachheit mächtig, und die Führung seines Volkes, das durch schlimmstes Leiden den Weg zurück in das verheißene Land gefunden hat, ist ein deutliches Zeichen dafür.

Dann fällt mir ein weiteres Erlebnis ein, das ich als Pfarrer bei einem Krankenbesuch hatte. Wir sollten nie Leidende mit menschlichem Trost abzuspeisen versuchen. Im Angesicht des Todes gibt es keinen solchen. Der Tod zeigt uns unsere Machtlosigkeit, läßt uns sprachlos. Doch Jesus, der Gekreuzigte, hat den Tod entmächtigt. Wenn wir zu Kranken und Leidenden gehen, sollten wir uns vorher ganz in seine Hände geben, uns von ihm Kraft erbitten und dann nicht mit unseren Worten reden, sondern darauf warten, was er uns sagen wird.

Das erlebte ich einst bei einem alten, schwerkranken Mann. Bei meinem ersten Besuch im Krankenhaus war er sehr verbittert. Er hatte viel Schlimmes erlebt, und Körper und Geist waren schwer geschädigt. Zuerst versuchte ich, von biblischen Aussagen ausgehend, ihm bewußt zu machen, daß er auch Grund zum Danken hatte. Ein langes Leben war ihm geschenkt worden, und anderen ging es körperlich und geistig weit schlechter als ihm. Ich regte ihn an, für kleine Dinge dankbar zu sein, weil Gott sich doch oft auch darin erzeigt und wir in unserer Wohlstandsgesellschaft kaum noch ein Auge dafür haben. Doch der Mann wollte nichts davon hören. Meine Worte waren für seine Verbitterung eher noch eine Herausforderung.

Als ich eines Tages wieder bei ihm saß, kamen plötzlich andere Worte auf meine Lippen. Ich wollte gar nicht so reden, aber die Stimme war plötzlich in mir. Als der Alte wieder anfing, auf alles zu schimpfen, sagte ich: „Sie haben recht, das ist alles sehr schlimm. Ihre ganze Welt ist sinnlos geworden, die Vergangenheit und jetzt auch die Gegenwart. Aber die *Zukunft* . . . ” Und dann fing ich an, über die Auferstehung Jesu zu reden, wie er durch Leiden und Not zum Reich Gottes eingehen mußte. Plötzlich schien dieser Mann um Jahre jünger geworden zu sein, sein Haß war wie weggeblasen, er hörte mir zu. Erst im völligen Loslassen des Vergangenen war durch Gottes Heiligen Geist der Weg in die Zukunft geöffnet worden. So geht es manchem von uns. Schwachheit, Loslassen all dessen, was wir waren und sind, ist oft die Voraussetzung zum Erkennen der Kraft Gottes, der Zukunft Gottes. Es ist ein Weg durch Leiden und Ohnmacht zur Herrlichkeit und Vollmacht des auferstandenen Herrn.

Der Text betrifft uns alle, auch wenn wir nicht krebskrank sind oder im Konzentrationslager geschunden wurden oder in tiefe Verbitterung geraten sind. Liegt nicht die Gefahr der Überheblichkeit, des Glaubens an sich selbst sehr nahe, wenn es uns gut geht, wenn wir glänzende Zeugnisse bekommen oder hervorragende Beurteilungen am Arbeitsplatz, wenn wir unsere Baupläne ohne Schwierigkeiten in die Tat umsetzen konnten, so daß es ins Auge fällt, wenn wir Anerkennung genießen?

Auch im Leben ganzer Völker kann man es beobachten, wie Zeiten des Wohlstandes, des Überflusses dahin führen, daß man Gott den Rücken kehrt, daß der Glaube an sich selbst wächst und man allen Erfolg als verdient betrachtet.

Liegen wir dagegen am Boden, wissen nicht mehr, wie es weitergehen soll, sehen keinen Ausweg mehr, dann kommt uns angesichts unserer Kraftlosigkeit, unserer Ohnmacht der Herr oft viel näher als in guten Zeiten. Wir suchen ihn in solchen Situationen eher. Wie wenig Menschen gibt es, die Gott für ihre Freuden loben und preisen. Doch unser Herr hat Erbarmen mit uns. Er selbst war am Kreuz menschlich gesehen hilflos ausgeliefert. Und seine Kraft ist nun auch in uns Schwachen mächtig.

„Herr, hilf uns, daß wir in guten und in schlechten Zeiten uns unserer Schwachheit bewußt bleiben. Uns fehlen die Worte

gegenüber Leiden und Tod, aber auch dem Wunder der Liebe und überhaupt der ganzen Schöpfung stehen wir staunend gegenüber. Du bist der Herr über Leben und Tod, über Kraft und Schwachheit. Laß uns deine Größe und deine Barmherzigkeit recht erkennen. Laß uns staunen über deine Macht und Herrlichkeit, auch über deine Führungen durchs dunkle Tal. Du bist der Herr, und wir sind deine Kinder. Gelobt sei deine Gnade!”

Die Furcht des Herrn ist der Anfang aller Weisheit

*17c Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte
18 und der Lebendige. Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig
von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und
des Todes.*

(Offb. 1,17c + 18)

Im Mittelpunkt des Textes steht die Aufforderung: „Fürchte dich nicht! Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.“

Merkwürdigerweise zieht sich aber als zentrale Aussage durch das ganze Alte Testament: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang aller Weisheit.“ Wie läßt sich der scheinbare Gegensatz miteinander vereinen?

Die Worte von der „Furcht Gottes“ werden heute oft vom Standort der Psychologie aus relativiert und von der modernen Theologie nicht mehr ernstgenommen. Wir sollen Gott nach dieser Auffassung nur lieben, aber keinesfalls fürchten. Wir sind ja Partner Gottes, ein echtes Gegenüber in der Beziehung zu ihm. Warum sollen wir uns dann fürchten? so wird gefragt. Ist Furcht nicht etwas Negatives, etwas Schlechtes?

Doch unsere Gottesbeziehung entsteht ja erst aus seiner Macht, aus seiner Gnade und Erwählung. „Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.“ Der Gott Israels hat nicht zu Mose und seinen Propheten gesagt: „Wir wollen als Brüder miteinander reden, wir bilden eine Partnerschaft, in der wir auf der Ebene von Kompromissen miteinander leben. Ihr lernt etwas von mir und ebenso ich von euch.“

Von Anfang an stand Gott über den Menschen, über seinem Volk, über seinen Erwählten. Er gab Mose und seinen anderen

Propheten oft Befehle, die ihrem eigenen Willen sehr zuwider waren. Der Alte und der Neue Bund waren nicht das Ergebnis demokratischer Verhandlungen. Gott bestimmt, er macht unabänderliche Aussagen, er gibt Befehle, er schafft die Voraussetzungen für den Bund, den er mit uns schließt. Uns als seinen Kindern bleibt nur das Annehmen all dessen, weil wir wissen: im Grunde ist er für uns – viel mehr, als wir für ihn sind.

Die „Furcht des Herrn“ gilt dem Allmächtigen, dem Herrn über alle Dinge; es ist die Ehrfurcht, der Respekt vor dem, der uns aus der Dunkelheit unseres Wesens, unserer Sünde herausruft und uns mit Beschlag belegt. So war es auch bei der Berufung der Jünger. „Folget mir nach“, hieß es da nur, „ich will euch führen.“ Und so brach er auch in das Leben eines Saul von Tarsus ein. Erst den innerlich zerbrochenen Mann konnte er in seinen Dienst nehmen. Die „Furcht des Herrn“ ist und bleibt der Anfang aller Weisheit, weil uns nur so bis in Mark und Bein bewußt wird, daß Gott Herr ist, daß er Macht hat über alles, auch über meine Schuld und Sünde, daß ihm mein Leben gehört. „Furcht des Herrn“ bedeutet auch die innere Erkenntnis, daß ich selbst schwach und klein bin, ganz und gar abhängig von Gottes Kraft und seiner Liebe.

Daher kommt es, daß alle Menschen, die den Einbruch Gottes in ihr Leben, in die Tiefe ihrer Persönlichkeit erfahren, mit Furcht reagieren. Sie empfinden ihre Sündhaftigkeit, ihr Angewiesensein auf den Herrn. Sie spüren, daß sie bisher ohne ihn gelebt haben, wenn auch vielleicht in Formen äußerer Frömmigkeit. Seine Wirklichkeit hat ihr Leben, ihre Person nicht durchdrungen und bestimmt.

Auch gläubige Menschen geraten täglich neu in die Gefahr, fromme Formeln für das Wesen des Glaubens zu halten und dabei eigene Methoden walten zu lassen. Wir meinen oft irrtümlich, Gott im Griff zu haben. In Wirklichkeit aber hat er uns im Griff – ganz und gar. Selbst der Prophet Jesaja fürchtete sich, als Gott sich ihm offenbarte, und sagte: „Weh mir, ich bin unreiner Lippen“ – ich bin unwürdig, vor dir zu stehen. Auch Maria war bei der Ankündigung der Geburt Jesu überwältigt von der Größe und Allmacht Gottes und erwiderte in Demut und Unterordnung: „Ich bin des Herrn Magd.“ Und von Johan-

nes heißt es an dieser Stelle des Offenbarungstextes, daß er wie ein Toter zu Boden fiel. Doch in dieses tiefe Erkennen: der Herr ist da, der Allmächtige ist gegenwärtig, in das Bewußtsein der eigenen Schwäche und Hilflosigkeit, der Sündhaftigkeit und Verlorenheit hinein spricht der Herr dann sein „Fürchte dich nicht!“

Die Erkenntnis unseres eigenen Zustandes vor Gott und die Erkenntnis seiner Größe und Macht müssen also dem „Fürchte dich nicht!“ vorausgehen. Erst dann überwindet er unsere Furcht mit seiner Liebe, damit, daß er uns annimmt und uns als unser Hirte führt. Erst wenn wir ganz nackt vor ihm gestanden haben, ohne Verdienst, ohnmächtig, verzweifelt an unseren Möglichkeiten, an unserem Tun, an unserer Person, erst dann kann aus dieser wahren „Furcht des Herrn“ eine echte Gottesbeziehung, ein echtes „Unter-dem-Kreuz-Stehen“ hervordringen.

Dieser Weg ist uns vorgezeichnet in dem Wort: „Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Da wird deutlich, warum wir den Herrn fürchten sollen, wie groß seine Macht ist, wie weit seine Herrschaft reicht. In seinem „ich war tot, und siehe, ich bin lebendig geworden“ ist unsere Selbstsucht mit verurteilt und in sein Sterben hineingenommen. Und darum dürfen wir auch mit ihm leben, der nicht nur der Anfang und das Ende der Zeit, des Kosmos, der Geschichte ist, sondern auch für uns persönlich Anfang und Ende ist. Darin wird nun seine Liebe sichtbar. „Ich bin das A und das O, dein Anfang und dein Ende, ich habe dich erschaffen, fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein . . .“

Die Furcht des Johannes wird von der hingebenden Liebe Jesu Christi auf dem Hintergrund seiner Größe und Allmacht überflutet. Johannes weiß nun: der Herr, der die ganze Welt beherrscht, hat auch mich erschaffen und will Herr meines Lebens sein. Er, der mich besser kennt und versteht, als ich mich selbst verstehe, ist bei mir, steht zu mir, hat mich lieb. Darum brauche ich mich nicht mehr zu fürchten. Es ist merkwürdig, daß auf diese Weise gerade die Furcht des Herrn, das Erkennen seiner Größe und Allmacht die Angst in uns überwinden hilft, wenn uns darin gleichzeitig seine Liebe, seine persönliche Zuwendung zu uns begegnet.

Darum führt jede Gleichstellung des Menschen mit Gott, jede Verneinung der „Gottes-Furcht“, jedes Pochen auf unsere Mündigkeit und Partnerschaft gegenüber Gott niemals zu einer echten Gottesbeziehung, sondern nur tiefer in die Angst hinein. Die Angst unserer modernen Zeit hat ihre Wurzel darin, daß wir uns selbst überschätzen, daß wir die Größe und Herrlichkeit Gottes nicht wahrnehmen. Er hat die Welt erschaffen, er ist Anfang und Ende, er allein hat die Macht auch über unser Leben. Und gerade durch sein Kreuz hat er uns von unserer Überheblichkeit erlöst, uns von unserem „mündigen Ich“ befreit, das sich ihm nicht unterstellen wollte und in der Angst steckenblieb. Doch jetzt brauchen wir uns nicht mehr zu fürchten, wir sind es ja nicht, die die Welt aus eigener Kraft erhalten und ertragen müssen. Unter seiner Herrschaft, unter seinem Kreuz, in seiner Gegenwart dürfen wir uns selbst annehmen als hoffnungslos Verlorene, aber Gerechtmachte – in ihm.

„Ich habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.“ Der Kar Samstag findet bei den Christen kaum eine Beachtung als Tag der Erinnerung an Vorgänge, die mit den Grundlagen ihres Glaubens in Zusammenhang stehen. Doch dieser Tag vor Ostern war der Tag, an dem Jesus Christus sein Evangelium im Scheol, im Totenreich verkündete, um auch diese Gefangenen zu befreien. In der russischen Kirche mißt man diesen Umständen hohe Bedeutung bei. Viele Christen quälen sich heute mit Fragen darüber ab, was aus den Menschen wird, die das Evangelium nie gehört haben, nie die Möglichkeit der Entscheidung für oder gegen Christus hatten. Aus dem ersten Petrusbrief (Kap. 3) wissen wir, daß Menschen, die vor der Geburt Christi gelebt haben, am Kar Samstag im Scheol die Frohe Botschaft hörten. „ . . . er . . . hat gepredigt den Geistern im Gefängnis“, heißt es dort. Doch diese Aussage „ . . . ich habe die Schlüssel der Hölle und des Todes“ wird ja in der Form der Gegenwart gemacht: „ich habe diese Schlüssel auch jetzt noch in meiner Hand . . .“ Im 139. Psalm wird gesagt: „Auch wenn ich mich unter die Toten bette, so bist du da.“ Das entspricht unserem Wort: „Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende, der da ist und der da war und der da kommt, der Allmächtige, der Lebendige.“ Seine Herrschaft ist zeitlich und räumlich unbegrenzt bis

in das Totenreich hinein. Aber damit wird auch etwas über uns selbst ausgesagt. Wir sind ja „tot“, wenn wir keine Verbindung mit Christus haben. Er aber hat die Macht, in diesen Tod, in das Gefangensein in der Sünde, einzudringen, um uns da herauszuholen, um uns zu befreien.

„Herr Jesus, wir rühmen deine Macht, denn du bist Herr über alles, und wir sind auf dich angewiesen. Wir preisen deine Güte, denn du hast uns erlöst aus der Gefangenschaft des Glaubens an uns selbst, von unseren selbstgewählten Wegen uns zurückgebracht und von unserer Auflehnung gegen dich uns befreit. Mach uns unsere Schwachheit, unser Unvermögen täglich neu bewußt, lehre uns wahre Gottesfurcht und gib, daß wir im Annehmen deines Kreuzes die Geborgenheit in deiner Gnade und Liebe und das Geführtwerden durch dich erfahren.“

Christ – Christentum – Christus

21 Denn dazu seid ihr berufen, da auch Christus gelitten hat für euch und euch ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußtapfen;

22 welcher keine Sünde getan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden;

23 welcher nicht widerspricht, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt, er stellte es aber dem anheim, der da recht richtet;

24 welcher unsre Sünden selbst hinaufgetragen hat an seinem Leibe auf das Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben; durch welches Wunden ihr seid heil geworden.

25 Denn ihr waret wie die irrenden Schafe; aber ihr seid nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.

(1. Petr. 2,21-25)

Vor ein paar Wochen sah ich einen Aufkleber an einem Auto: „Christen können dich im Stich lassen, aber Jesus niemals.“ Die Aussage scheint mir charakteristisch für unsere Situation hier in Europa zu sein. Ich bin davon überzeugt, daß ein Hauptgrund des immer mehr zurückgehenden Einflusses des Christentums in der mangelnden Glaubwürdigkeit von Christen – Pfarrern und Gemeindegliedern – zu suchen ist.

Einen ganzen Abend lang sprachen wir vor kurzem über die Fehler und Versäumnisse der Kirche durch die Jahrhunderte hindurch. Wie oft hat sie Machtpolitik getrieben, statt in den Fußtapfen Jesu zu wandeln. Zur Zeit der Industrialisierung wurde die Arbeiterschaft weitgehend vernachlässigt. In stark national geprägten Epochen stand der Patriotismus an oberster Stelle. Die Hauptschuld am Antisemitismus lag jahrhundert-, ja jahrtausendlang bei den Kirchen. Und heute bietet die Kirche oft mehr das Bild eines weltlichen Vereins, als daß sie durch den Heiligen Geist geschaffener Leib Jesu Christi wäre. Auch politische Einflüsse machen sich weiterhin geltend, wenn auch nicht

mehr im Sinne von „Thron und Altar“, sondern mit sozialistischem Trend.

Alle diese Vorwürfe müssen ernstgenommen werden, es ist einiges dazu zu sagen: Jesus Christus war kein Nationalist. Den Zeloten, der Widerstandsbewegung gegen die Römer, schloß er sich nicht an. Er vernachlässigte auch die Arbeiterschicht nicht, sondern wählte unter armen Fischern Männer als seine Jünger aus. Und von Antisemitismus konnte bei ihm auch keine Rede sein. Er war selbst Jude und richtete seine Botschaft zuerst an sein Volk, das auserwählte Bundesvolk Gottes. Samariter und Heiden blieben zunächst Ausnahmen. Selbst sein erster Missionsbefehl galt noch nur „den verlorenen Schafen vom Hause Israel“. Auch dem Materialismus redete Jesus nicht das Wort: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“ Er vertrat weder die Gleichheit aller Menschen im Sinne des Sozialismus, noch gründete er eine exklusive Clique. Als der Auferstandene schickte er seine Jünger in alle Welt, unter alle Völker, um die Botschaft von der Erlösung zu verkünden, die Menschen seine Gebote halten zu lehren und sie im Namen des dreieinigen Gottes zu taufen.

Sehen wir uns die Kirchengeschichte näher an, dann wird an dieser Stelle eine Kluft offenbar werden zwischen der Lehre Jesu, seinem Handeln und dem Weg der Kirche. Doch spielt für die Entfremdung vieler Menschen von der Kirche auch ihre Erfahrung mit einzelnen Christen eine wesentliche Rolle. Die Lehre ist in ihren Augen nicht glaubwürdig, weil sie das unchristliche Verhalten vieler sogenannter Christen sehen, ihren Egoismus, ihre Gleichgültigkeit gegenüber anderen. Selbst Pfarrer lassen in ihrem Tun zu wünschen übrig. Man kehrt Jesus den Rücken, weil man von Menschen enttäuscht wurde. Klagen, die in diese Richtung gehen, kann man immer wieder hören.

Doch dieser Text aus dem Petrusbrief greift noch hinter diese Probleme. Auch die Irrtümer und Verfehlungen der Kirche sind ja letzten Endes Fehlhaltungen einzelner Christen, auch wenn sie sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende ziehen. Kein Mensch ist vollkommen, und das weiß niemand so gut wie ein Christ. Andernfalls brauchten wir den Gekreuzigten nicht, den Erlöser, der für unsere Schuld, für unser Versagen starb. Da-

mit, daß Jesus uns vergab und uns in seine Nachfolge rief, sind wir aber immer noch keine Engel geworden.

Paulus sagt im Römerbrief: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich.“ Er spricht hier ja aus seiner Situation als Christ, nicht von dem Standpunkt aus, den er einnahm, als er Jesus und seine Gemeinde noch verfolgte. Seine Aussage gilt auch dem Christen, solange er auf sich selbst schaut und bei sich selbst stehenbleibt.

Christus und Christentum sind nicht deckungsgleich und werden es in dieser Welt niemals sein. Jesus war ohne Sünde, er war vollkommen, doch wir sind Sünder und bleiben von der Sünde Angefochtene, solange wir leben, auch als Christen. Jesus vergibt uns unsere Schuld, wenn wir sie ihm bekennen und an ihn glauben. Er will uns durch seinen Geist ermöglichen, ihm nachzufolgen, die Anfechtung zu überwinden, mit ihm einen ständig neuen Anfang zu machen.

Jesus war frei von allem Betrug, wir aber betrügen zum mindesten uns selbst oftmals, indem wir uns in den Mittelpunkt rücken, auch wenn unsere Unvollkommenheit häufig auf der Hand liegt. Jesus litt freiwillig, doch wir sträuben uns gegen das Leid. Warum gerade ich? heißt es dann. Jesus setzte sich der Kritik anderer aus und ertrug den Haß der Menschen, obwohl er doch absolut im Recht war. Wir wehren uns manchmal selbst dann noch, wenn wir im Unrecht sind. Jesus lebte aus der Liebe – wie lieblos gehen wir mit anderen um! Jesus erwarb uns am Kreuz das Heil, aber wir als das Volk seines Neuen Bundes benehmen uns oft wie irrende Schafe.

Es ist eindeutig, wo der Fehler bei der Einordnung dieser Beobachtungen liegt. Wer bei der Kritik an den Menschen hängen bleibt, hat noch nicht verstanden, warum wir alle einen gekreuzigten Herrn und Erlöser brauchen.

Unser Glaube und unsere Nachfolge haben ihre Grundlage darin, daß unser Herr als der Vollkommene seine Gemeinde gegründet hat, daß er als ihr Erlöser zu ihr hält, daß er auch ihre Fehler vergeben und ihre Irrtümer bereinigen will. Er kann seine Erwählung nicht bereuen, weder die des Alten Bundes noch die des Neuen Bundes. Er ist unser Vorbild, er soll unser Maßstab sein, seinen Fußstapfen wollen wir nachfolgen. An ihm soll uns

bewußt werden, was noch in uns steckt an Hochmut und Neid, an Ärger und Haß, an Unwahrhaftigkeit und Selbsttäuschung. Jesus will nicht, daß wir so bleiben, wie wir sind, das sagt uns unser Text klar. Aus seiner Liebe, aus der Kraft seines Geistes kann und soll das anders werden.

Christen sind nicht besser als andere Menschen – sie haben es nur besser, weil sie ihre Lage als Sünder erkennen und annehmen können. Sie können ehrlich sein sich selbst gegenüber, sich der Kritik aussetzen. Jesus hat ihnen die Verpflichtung auferlegt in seinem Wort, erst „den Balken aus dem eigenen Auge zu ziehen“, bevor sie sich um den Splitter beim Bruder kümmern. Und schaut man sich Gesellschaftsformen, die nicht mehr christlich orientiert sind, in der Praxis an, dann stellt man fest, daß trotz aller Fehler und Schwächen des Christentums die Welt ohne seine Einflüsse noch barbarischer, noch unmenschlicher ist. Faschismus und Kommunismus kennen kein Korrektiv, weil sie keine letzte Verantwortlichkeit kennen. Als Christen wissen wir, daß wir einmal vor dem Gericht Gottes stehen, von ihm beurteilt werden. Menschen ohne Gott sind nur sich selbst verantwortlich und besitzen keine Abgrenzung gegen das Böse in ihrem Innern. Die Jugendsekten und die fanatische Islamisierung mancher Länder lassen erkennen, wohin Glaubensrichtungen führen können, wenn sie nicht mehr vom Gott der Bibel bestimmt sind.

Wir haben nur die Möglichkeit der Orientierung an Jesus. Er war vollkommen, er lebte aus der Liebe und aus der Vergebung, in ihm war weder Zorn noch Haß. An seinem Vorbild erkennen wir, daß wir Sünder sind, Verlorene. Petrus weinte bitterlich, als er Jesus dreimal verleugnet hatte und dann zur Erkenntnis seines Tuns kam. Auch uns bleibt nur der Weg zur Buße. Als einzelne und als Kirche müssen wir aus der Buße leben. Wir sind eigenen Zielen und Interessen nachgegangen, haben unsere eigenen Maßstäbe und nicht sein Vorbild vor Augen gehabt. Es geht jetzt um die Umkehr, um ein Leben aus seiner Kraft und Gnade, um ein Leben aus der Liebe und der Vergebung, ein Leben des Dienstes und der Hingabe in seinem Namen.

Der Autoaufkleber erinnerte an unsere Fehler und Versäumnisse. Doch liegt darin keine Entschuldigung für Menschen ohne Gott. Jeder ist für sich vor Gott verantwortlich und kann sich

hinter solche Einwände nicht flüchten. Jesus ist für alle in die Welt gekommen, für alle gestorben, will allen helfen und sie führen.

„Gelobt seist du, Herr Jesus Christus, daß du uns nicht im Stich lässest, daß du ein Ja zu uns Sündern hast, daß du uns durch dein Vorbild zur Buße treibst, zur Umkehr, und daß du uns durch deinen Heiligen Geist aus Gnade bis in dein vollkommenes ewiges Reich führen willst.“

Am Ende der Tage

8 So geh nun hin und schreib es vor ihnen nieder auf eine Tafel und zeichne es in ein Buch, daß es bleibe für immer und ewig.

9 Denn sie sind ein ungehorsames Volk und verlogene Söhne, die nicht hören wollen die Weisung des Herrn,

10 sondern sagen zu den Sehern: „Ihr sollt nicht sehen!“ und zu den Schauern: „Was wahr ist, sollt ihr uns nicht schauen! Redet zu uns, was angenehm ist; schauet, was das Herz begehrt!

11 Weicht ab vom Wege, geht aus der rechten Bahn! Laßt uns doch in Ruhe mit dem Heiligen Israels!“

12 Darum spricht der Heilige Israels: Weil ihr dies Wort verwerft und verlaßt euch auf Frevel und Mutwillen und trotzet darauf,

13 so soll euch diese Sünde sein wie ein Riß, wenn es beginnt zu rieseln an einer hohen Mauer, die plötzlich, unversehens einstürzt;

14 wie wenn ein Topf zerschmettert wird, den man zerstößt ohne Erbarmen, so daß man von seinen Stücken nicht eine Scherbe findet, darin man Feuer hole vom Herde oder Wasser schöpfe aus dem Brunnen.

15 Denn so spricht Gott der Herr, der Heilige Israels: Wenn ihr umkehrtet und stille bliebet, so würde euch geholfen; durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein. Aber ihr wollt nicht

16 und sprecht: „Nein, sondern auf Rossen wollen wir dahinfliegen“, – darum werdet ihr dahinfliehen, „und auf Rennern wollen wir reiten“, – darum werden euch eure Verfolger überrennen.

17 Denn euer tausend werden fliehen vor eines einzigen Drohen; ja vor fünfzen werdet ihr alle fliehen, bis ihr übrigbleibt wie ein Mast oben auf einem Berge und wie ein Banner auf einem Hügel.
(Jes. 30,8–17)

Wir alle sehnen uns nach Bestätigung, nach Trost, wenn Menschen oder Umstände uns in Frage stellen. Jeder möchte gern hören, daß er eigentlich so, wie er ist, ganz in Ordnung ist, daß

schon alles gutgehen wird, wenn er nur so weitermacht. Selbstbestätigung ist uns ebenso auf den Leib geschnitten wie Selbstliebe.

Wie gerne hören wir uns Schmeicheleien an, ein anerkennendes Wort über unsere Klugheit, unser Aussehen, unsere geistliche Haltung, unsere guten Leistungen auf beruflichem und sozialem Gebiet und – unsere Selbstlosigkeit. Doch nichts fördert unsere Selbstsucht mehr als diese Art von Komplimenten. Es ist ein Merkmal der falschen Propheten gewesen, daß sie das predigten, was die Menschen gerne hören wollten, daß sie ihnen ein unrealistisches Bild von sich selbst und ihrer Zeit entwarfen, daß sie ihnen unechten Trost gewährten. Das an die Sünde verlorene Ich wurde damit nur noch mehr in Sicherheit gewiegt, der geistliche Tod verschleiert. „Was wahr ist, sollt ihr nicht schauen! Redet zu uns, was angenehm ist; schauet, was das Herz begehrt.“ Doch zu allen Zeiten hat der Herr auch wahre Propheten berufen, solche, die das Neue forderten – Umkehr, Umbruch, Buße.

Merkwürdig ist, daß das Leben in eigener Regie, der geistliche Tod, wie er in diesem Text beschrieben wird, etwas mit Tempo, mit gehetzten Bemühungen zu tun hat. „Nein, auf Rosen wollen wir dahinfliegen, und auf Rennern wollen wir reiten . . .“ Das Volk, das Schmeicheleien zu hören bekommt, ruft: „Laß uns doch in Ruhe mit dem Heiligen Israels!“ Es möchte seine Ruhe, seine Selbstsicherheit, seine Selbstzufriedenheit bewahrt sehen, gleichzeitig aber greift es hastig zur Selbsthilfe. Es möchte sich sein Heil selbst schaffen und wird in allem Jagen danach auf der Flucht vor dem Unheil umkommen.

Ist dieser Widerspruch nicht auch in mancher Gemeinde zu finden? „Laß mich in Frieden, ich will meine Ruhe haben . . .“ Gleichzeitig verfallen wir der Hetze, leben ganz und gar ohne Ruhe. Wir wollen das Hastige nicht, wir wollen die Bestätigung unseres Ichs, Anerkennung unserer Zufriedenheit mit uns selbst. Doch unser Leben redet eine andere Sprache. Wir kommen nicht dazu, die ersehnte Ruhe zu genießen, die Erfüllung in uns selbst zu finden. Wir können der Hast und der Unruhe nicht entfliehen, sondern lassen uns jagen von dem Wunsch, unser Heil, den Sinn unseres Lebens selbst zu finden. Die unechten Tröster, die

falschen Propheten sprechen uns Heil und Frieden zu, aber es gibt keinen Frieden. Wir wollen nicht hören, wie es in Wirklichkeit mit uns aussieht. Wir wollen in Ruhe gelassen werden, doch wir selbst sind voller Unruhe. Wir sehnen uns nach der Bestätigung, daß bei uns alles in Ordnung ist, aber unsere eigene Rastlosigkeit, unsere Hast schaffen ständig neue Unruhe, innere, geistige Unordnung, Unzufriedenheit.

Dieses Bild vom Jagen der Pferde und Reiter gilt nicht nur für uns als einzelne, sondern auch für die Strömungen und Wandlungen unserer Zeit. Die Hast und Unruhe besteht nicht nur in uns. Sie spiegelt sich auch in den rasanten Entwicklungen auf allen möglichen Gebieten wider. Die Welt treibt ihrem Ende zu. In vielen Bereichen ist eine Sättigungsgrenze erreicht. Auch im menschlichen Leben scheint ja am Anfang unendlich viel Zeit vorhanden zu sein. Je älter wir aber werden, desto mehr rinnt sie uns zwischen den Fingern davon. Wie Reiter auf schnellen Pferden eilen wir unserem Tod entgegen, auch wenn wir vielleicht nur zu Hause sitzen und in unserer „bequemen“ Unruhe leben.

Wir können dem nicht entfliehen, wir werden selbst überholt. Die Hetze treibt uns so lange, bis wir zum Stürzen gebracht werden. Diese Unruhe, dieses Hasten ist letztlich ein Werk des Satans. Er will, daß wir nicht zur Ruhe kommen, vor allem nicht zur wahren Ruhe in Gott. Er will nichts von Umkehr wissen, möchte uns die Zeit zum Nachdenken nehmen, die Zeit für den Herrn, die Zeit, einen anderen Weg einzuschlagen. Er hält die Hetzpeitsche in der Hand, und wir rennen in seiner Richtung davon – ohne Ruhe, ohne Frieden.

Doch immer, wenn der Satan am Werk ist, wenn er darauf losschlägt und die Menschen treibt, entdecken wir gleichzeitig, daß letztlich der Herr ans Ziel kommt und nicht der Satan. Der Satan veranlaßte die Brüder Josefs, böse an ihm zu handeln. Doch sein großes Leid wurde zum Heil der Brüder umgewandelt. Jahrtausendlang wurden die Juden verfolgt, aber ihre Leiden und die damit verbundene Rückkehr nach Israel machten den Weg für die Wiederkunft Jesu frei.

In dem Zur-Macht-Kommen Hitlers erlebte das Böse einen Triumph. Aber durch seine Greuelthaten fanden viele Deutsche den Weg zur Buße.

Die Verblendung durch Satan trieb Saulus zur Verfolgung der Christen und zum Massenmord. Doch Gott machte einen seiner größten Diener aus ihm.

Diese Überlegungen sollten uns nicht dahin führen, daß wir unsere Unruhe als notwendigen Ausgangspunkt für das Handeln Gottes ansehen. Wenn wir unser Ich weiterhin in unserem Leben Regie führen lassen, wenn uns Selbstbestätigung lieber ist und bleibt als die Wahrheit über uns und die Welt, dann treiben wir unsere Pferde, bis das, „was von euch übrig ist, aussieht wie ein Fahnenmast auf dem Gipfel eines Berges, wie ein Feldzeichen auf dem Hügel“. Dann gleichen wir gespenstischen Gestalten, die bis an äußerste Grenzen gejagt werden und dann im ewigen Tod erstarren. Dann werden wir selbst zur Beute Satans und nicht Erben des Friedensreiches Gottes.

Unser Text mahnt uns zur Umkehr. Er steht gegen unsere Bequemlichkeit, gegen falschen Trost und Bestätigung unseres Ichs. Er trifft uns bis ins Mark hinein, verheißt uns dann aber echten Trost in der Wahrheit des Christus: „Wenn ihr umkehrtet und stille bliebet, würde euch geholfen; durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein.“

Wir müssen bewußt haltmachen auf unseren falschen Wegen, die Richtung ändern und stillehalten. Wer glaubt, dafür keine Zeit zu haben, wer sich im Genuß und der Hetze dieser Welt verliert, für den heißt es dann: „ . . . darum spricht der Heilige Israels: Weil ihr diese Worte verwerft und verlaßt euch auf Frevl und Mutwillen und trotzet darauf, so soll euch diese Sünde sein wie ein Riß, wenn es zu rieseln beginnt an einer hohen Mauer, die plötzlich unversehens einstürzt, wie wenn ein Topf zerschmettert wird.“

Wir wollen auf diese Worte hören, ehe es zu spät ist. Wer keine Zeit dafür hat, bleibt in der ewigen Unruhe des „Nicht-Friedens“, des „Nicht-Schaloms“.

In der Stille, im Nachdenken über Gottes Wort, kann unsere Zeit in Ewigkeit verwandelt werden. Wir wollen stille werden und erkennen, daß er der Herr ist. Wir wollen nicht auf unsere eigene Stimme hören, sondern auf seine. Im anderen Fall bleibt von unserem ganzen weltlichen Gewinn nur Verlust, nur Sprach-

losigkeit, nur der Tod übrig, „ein Mast auf einem Berg, ein Banner auf einem Hügel“.

Wir wollen lernen, was hoffen heißt. Hoffnung reicht von der Gegenwart bis in die Zukunft. Hoffnung wächst in der Stille, im Gespräch mit dem Herrn. Hoffen heißt, *ihm* vertrauen, nicht unserer Klugheit, unseren Erfahrungen, unserem Bedürfnis nach Anpassung. Hoffen heißt, seine Verheißungen ernst nehmen, wissen, daß er zuverlässig ist. Er hat uns bis hierher gebracht, auch durch schwere Zeiten. Er wird uns auch ans Ziel bringen – nur er allein.

„Herr Jesus Christus, unser Schöpfer, unser Erlöser, unser A und O, hilf uns, daß wir allein auf dich vertrauen. Hilf uns, unsere falschen Wege zu erkennen, gib uns Kraft zur Umkehr. Wir wissen, daß du auf deine verlorenen Kinder mit offenen Armen wartest. Gib uns die Ruhe in dir, in deinem Frieden, daß wir getrost in die Zukunft schauen dürfen, weil wir wissen, daß du ans Ziel kommst.“

Reformationssonntag

21 Nun aber ist ohne Zutun des Gesetzes die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, offenbart, bezeugt durch das Gesetz und die Propheten.

22 Ich rede aber von solcher Gerechtigkeit vor Gott, die da kommt durch den Glauben an Jesus Christus zu allen, die da glauben.

23 Denn es ist hier kein Unterschied: sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten,

24 und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist.

25 Den hat Gott für den Glauben hingestellt in seinem Blut als Sühnopfer, damit Gott erweise seine Gerechtigkeit. Denn er hat die Sünden vergangener Zeiten getragen in göttlicher Geduld,

26 um nun zu diesen Zeiten seine Gerechtigkeit zu erweisen, auf daß er allein gerecht sei und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jesus.

27 Wo bleibt nun der Ruhm? Er ist ausgeschlossen. Durch welches Gesetz? Durch der Werke Gesetz? Nicht also! Sondern durch des Glaubens Gesetz.

28 So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.

(Röm. 3,21–28)

Es ist jetzt über 460 Jahre her, daß Martin Luther seine Reformation der Kirche durchführte. Das zentrale Thema der Reformation – die Rechtfertigung allein durch den Glauben – ist so aktuell wie nur jemals zuvor. Merkwürdigerweise betrifft das sowohl unsere liberale, humanistisch geprägte Gesellschaft als auch die Kirche selbst.

Für die Juden stand von jeher das Gesetz im Mittelpunkt ihres Glaubenslebens. Die Begegnung des Mose mit dem Herrn auf dem Berg Sinai hatte den Ansatzpunkt dafür ergeben. Nach alttestamentlicher Überlieferung zeigen die 613 Gebote und Verbote, die das Alte Testament enthält, den Weg zu einem gerech-

ten Leben, zu Gottes heiligem und ewigem Reich. Im ersten Psalm heißt es vom „Gerechten“, daß er Tag und Nacht über das Gesetz nachsinnt. Dieses Gesetz ist den Juden heilig; handgeschrieben ist es auf Pergament überliefert, und man wacht ängstlich darüber, daß sich kein Fehler einschleicht bei der Weitergabe.

Schon zwei der alten Propheten, Jeremia und Hesekiel, sagten dem Volk Gottes nachdrücklich, daß ihr Glaube nur ein Lippenbekenntnis sei, daß aber eine Zeit kommen werde, wo Gott sein Gesetz in ihr Herz schreiben würde. Damit wurde ein Unterschied zwischen dem Buchstaben des Gesetzes gemacht und seinem wahren Geist. Diesen sollte der Messias einst offenbaren.

Vor allem in der Bergpredigt hat Jesus das dann getan. Er machte deutlich, daß die Erfüllung des Gesetzes im Geist, im göttlichen Sinn nicht nur das Handeln betraf, sondern auch das Empfinden, die Gefühle und die Gedanken. Haß ist für Gott gleichbedeutend mit Mord, Begehren mit Ehebruch. Erfüllung des Gesetzes bedeutet Feindesliebe, radikale Nachfolge auf dem Weg, den Jesus uns vorangegangen ist. Wer die Bergpredigt so versteht, muß bis ins Tiefste getroffen sein von der Erkenntnis: Das kann ich nicht, in mir ist Sünde, Verlorenheit, aber keine Möglichkeit zur Vollkommenheit. Und darum griff Jesus die frömmsten Juden seiner Zeit an und sagte ihnen, daß Ehebruch und Mord in ihren Herzen zu finden seien. Zunächst bedeutet das für uns Menschen ein Rätsel: Nur durch das Gesetz führt der Weg ins Reich Gottes, aber es ist uns auf der anderen Seite unmöglich, das Gesetz zu erfüllen. Verlangt Gott damit nicht etwas Übermenschliches von uns?

Dieses tiefgreifende Problem hat Jesus selbst beantwortet. Als wahrer Gott und gleichzeitig wahrer Mensch erfüllte er das Gesetz sowohl dem Buchstaben nach als auch im Geist. Er hat niemals gehaßt, er hat niemals begehrt, und er war vollkommen wie sein Vater auch. An dieser Stelle wird der zentrale Ansatzpunkt unseres Glaubens offenbar. *Wir* stehen Gottes Forderung hilflos gegenüber, *Jesus* nicht. Er erfüllte die Gebote für uns. Und deswegen geht nun der einzige Weg ins Reich Gottes über ihn. Wir dürfen und sollen ihm nachfolgen in der Erkenntnis, daß wir Versager sind, daß unsere Werke uns keinen einzigen Schritt weiterbringen, daß wir ganz und gar auf ihn, auf sein Kreuz an-

gewiesen sind. Allein durch den Glauben, allein durch Christus – hier wird der Zusammenhang zwischen beidem zutiefst offenbar. Mit leeren Händen stehen wir vor seinem Gebot, vor seiner Vollkommenheit, vor seiner Gerechtigkeit.

Dieses Problem der Pharisäer hat sich in abgewandelter Form im Lauf der Geschichte wiederholt. Nach katholischer Lehre können Menschen aus der Kraft und Gnade Christi so leben, daß Gott in ihnen wohnen und seine Herrschaft aufrichten kann. Das Böse in ihnen nimmt dann immer mehr ab, und ihre Werke gewinnen eine solche Bedeutung, daß sie auch anderen Menschen zugute kommen. Auf diese Weise entsteht ein Zwischenbereich zwischen sündigen Menschen, die dem Gesetz Gottes ohnmächtig gegenüberstehen, und Jesus Christus, dem Erlöser und Erfüller des Gesetzes. Solche Menschen, Heilige genannt, könnten aus der Kraft Christi Werke vollbringen, die anderen zugerechnet werden könnten. Die alleinige Erlöserkraft Christi wird damit letztlich in Frage gestellt. Auch die Pharisäer glaubten an ihre Gerechtigkeit, an ihre Werke nur auf dem Boden der Kraft und Gnade Gottes. Luther sagt, daß der Mensch zugleich Sünder, Verlorener in sich selbst und völlig Gerechter durch das Tun Jesu bleibt. Nach katholischer Lehre kann Gott so in uns wohnen, daß er Teil unserer Person wird. Und dann können unsere Werke ebenfalls heilig, göttlich sein. Nach der Schau der Reformation bleiben wir alle auf dieser Welt immer Sünder, Sünder in uns, aber gerechtmacht durch das Tun Christi, nicht durch unsere Werke.

Dieses Problem der Rechtfertigung aus dem Glauben oder durch Werke ist heute in der evangelischen Kirche brennend aktuell. Es gibt moderne „Christen“, die sagen, daß wir aus der Kraft Jesu die Brüderlichkeit aller Menschen hier auf der Erde erwecken und schaffen können. Man spürt zwar bestimmte politische, soziologische Zeitströmungen dabei, doch die Vertreter dieser Richtung glauben, auf reformatorischem Boden zu stehen. Auf diese Weise wird aus Gottesdienst oft „Menschen-dienst“. Der Herr steht nicht mehr im Mittelpunkt des Glaubens, sondern die Werke. Christsein heißt nicht mehr, allein auf den Herrn angewiesen sein, aus dem Reden mit ihm und aus seiner Kraft leben, sondern es wird an dem gemessen, was wir tun. Was

nützt alle „Frömmigkeit“? so fragt man. Wir wollen die Welt ändern, sie gerechter machen. Soziale Gesichtspunkte sollen im Vordergrund stehen.

Das hinter diesen Bemühungen stehende Anliegen ist teilweise berechtigt. In der Vergangenheit ist äußere Not von Christen oft nicht genügend erkannt und beachtet worden. Die Konzentration auf das eigene, persönliche Heil hat den Blick dafür verstellt. Führen wir aber nun unser Leben völlig in eigener Regie, lassen soziale Dienste, psychologische Hilfe, unser praktisches Tun an die Stelle von Bitten und Empfangen gegenüber Gott und von ihm her treten, dann leben wir zutiefst aus uns selbst. Unser Tun trägt letztlich die Züge unseres Egoismus. Wir suchen die Steigerung unseres Selbstwertgefühls, die Anerkennung anderer, den Anspruch darauf, Gleichwertiges von ihnen zu erfahren.

Dieses neue Christentum, das nur noch so wenig auf Christus angewiesen ist, zeigt die Einstellung der Pharisäer, wo es um Gesetz und Gerechtigkeit geht. Die Tat ist das einzige, das zählt – die menschliche Tat, das menschliche Verhalten. Der Mensch steht im Mittelpunkt des Glaubens – je menschlicher es zugeht, desto christlicher ist der Ansatz, so meint man. Dabei verliert man aus dem Auge, daß der Mensch in sich, von sich aus völlig verloren ist, verstrickt in totale Sündhaftigkeit, angewiesen auf Christus. Vielleicht will man das gar nicht, vielleicht merkt man es nicht, vielleicht weiß man es nicht mehr. Diese modernen Christen stehen dem Pharisäertum oder auch dem Humanismus näher als dem reformatorischen Christentum. Gute Werke und Engagement tarnen das Sündigsein des Menschen, die Unfähigkeit, von sich aus Gutes zu tun.

Die Grundsätze der Reformation sind nicht überholt, weil es zutiefst biblische Ansatzpunkte waren, die da zum Tragen kamen. „Allein durch Christus, allein durch den Glauben, allein durch die Bibel . . .“ Jesus Christus hat ein für allemal gezeigt, daß kein Mensch, auch der beste nicht, fähig ist, die Forderungen des Gesetzes zu erfüllen. Alle guten Werke überdecken nur scheinbar die dunklen Gedanken und bösen Triebe in uns. Daher können sie auch nicht zum Heil führen, weder zu unserem noch zu dem unseres Nächsten. Jesus Christus trug allein alle

Schuld der Welt. Er kennt ihre Tiefe, er weiß um unsere Entfremdung von Gott und uns selbst, um den schrecklichen Abstand von gutem Willen und bösem Tun. Er allein durfte am Kreuz ausrufen: „Es ist vollbracht!“

„Herr Jesus, wir kommen mit leeren Händen zu dir. Wir kommen als Sünder, die weder das Gute vollbringen noch das Böse überwinden können. Und wir sehen die furchtbaren Ausmaße der negativen Kräfte in uns und um uns. Als Verlorene bitten wir dich: brich mit deinem heiligen Wort in uns ein, überwinde uns durch deine Kraft, leite und führe uns durch deine Wahrheit. Dich allein wollen wir anbeten, dich wollen wir ehren!“

Weitere Bücher im Verlag der Liebenzeller Mission (Eine Auswahl)

D. Martyn Lloyd-Jones

Geistliche Krisen und Depressionen – Ursache und Überwindung

EDITION C – Nr. C 91, 320 Seiten

„Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?“ Ausgehend von diesem Psalmwort zeigt der Autor die Ursachen für Müdigkeit, Niedergeschlagenheit, Krisen und Depressionen im Glaubensleben und gibt Hinweise zu Überwindung und Sieg. So will dieses Buch zu einem Leben der Freude und der frohen Zuversicht helfen.

Elisabeth Elliot

Licht ist stärker als Finsternis

EDITION C – Nr. C 92, 120 Seiten

In diesem wertvollen Buch läßt die weitbekannte Autorin an ihren Lebenserfahrungen als Frau, Missionarin, Mutter, Witwe und Lehrerin teilhaben. In praktischer Weise werden dabei auch viele Themen angesprochen wie Liebe zu Gott, Menschen und Tieren, Vergebung, Gebet, Fragen zum Zusammenleben der Generationen, Liebe und Opfer u. a. Die Aneinanderkettung guter hilfreicher Gedanken gleicht einer kostbaren Perlenkette . . .

Norman Wright

Die Antwort zum Thema: Angst und Sorge

TELOS-Wege zum Leben, 48 Seiten, 2. Auflage 1980

Ist es möglich, mit der lebenslangen Gewohnheit zu brechen, sich Sorgen zu machen und sich zu ängstigen? Dieses Buch bietet die Hilfe Gottes an, Unruhe, Sorge und Angst im täglichen Leben zu meistern.

P. D. Meier/J. Harris/J. M. Drescher/M. Tengbom/

Tim LaHaye

Rezepte für eine glückliche Ehe

EDITION C – Nr. M 12, mit SW-Fotos, 80 Seiten

Die Ehe – ein Bereich, der die größten Erwartungen weckt – aber auch die herbsten Enttäuschungen bereiten kann. Seien es die vielen täglichen Kleinigkeiten oder die „dicken Fische“, die alles verderben. Muß das sein? Dieses Buch zeigt Ihnen Wege, wie es anders, viel besser werden kann . . .

R. Cochran / J. Henkel / Ch. Colson / D. Seamands

Enttäuscht? – Es gibt eine Hilfe

EDITION C – Nr. M 11, mit SW-Fotos, 80 Seiten

Im Leben gibt es nur zu viele Enttäuschungen: nicht allein durch Menschen oder durch Umstände, die sich nicht ändern lassen. Sind nicht viele auch von Gott enttäuscht? „Es könnte so schön sein, wenn . . .“

Dies ist ein Büchlein, in dem Menschen von ihren großen Enttäuschungen berichten, aber noch vielmehr davon, was ihnen darin Hilfe, ja sogar auf einmal die Chance zum positiven Überwinden gab.

J. Hilt/Ch. Mylander/L. Easterbrook/A. D. Dennison

Freu dich – Verbitterung kann überwunden werden

EDITION C – Nr. M 13 mit SW-Fotos, 80 Seiten

Verbitterung: negative Gefühle bis hin zu Haß und Ablehnung: Dinge, die Magengeschwüre und viel Schlimmeres erzeugen können. Auch Christen verlieren dadurch die Kraft ihres Glaubens, zwischenmenschliche Beziehungen werden zerstört. Dieses Buch zeigt an Fällen aus dem Leben Auswege auf, die zu „neuen Ufern“ führen.

Tim LaHaye

Kennen Sie Ihren Mann?

Was viele Männer ihren Frauen eigentlich sagen möchten . . .

TELOS-Paperback, 268 Seiten

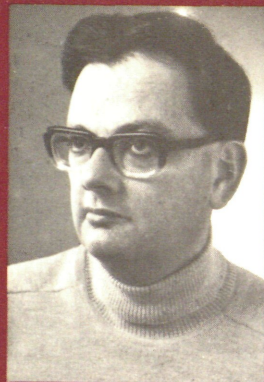
Es ist heutzutage härter denn je, ein Mann zu sein. Er braucht die Frau, die ihm menschlich entgegenkommt. Dieses Buch bietet Ratschläge: u. a. wie man mit seiner ganz persönlichen Veranlagung fertig wird. Wie man sich selbst besser versteht und wie man neue Beziehungen zu anderen aufbaut.

Tim LaHaye

Dein Temperament in Gottes Hand

TELOS-Paperback, 168 Seiten

Jeder fragte sich wohl einmal: „Warum bin ich nur so?“ Mehr als 2000 Jahre lang hatte die Theorie von den vier Temperamenten Gültigkeit. Ein Sanguiniker, Choliker, Melancholiker oder Phlegmatiker zu sein war prägend für das ganze Leben. Lesen Sie in diesem praktischen Buch, wie Gott z. B. Petrus, Paulus, Mose und Abraham in „neue Menschen“ verwandelte.



David Jaffin

„Das besondere dieser Ausführungen liegt darin, daß der Verfasser als messianischer Jude zu manchem direkteren Zugang hat und so zu Aussagen gelangt, die neu sind und überraschen. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, auf die vielfältigen Bezüge zwischen dem AT und NT hinzuweisen.“

So schrieb der „Lehrerbote“ über „INRI“, ein weiteres Buch des gleichen Verfassers. Diese Aussagen sind auch für diesen hier vorgelegten Band zutreffend.

Der Verfasser wurde 1937 als Sohn jüdischer aufgeklärter Eltern in New York geboren. Er studierte dort Geschichte, Kunstgeschichte und Psychologie und erhielt zahlreiche akademische Preise. 1966 promovierte er zum Doktor der Philosophie. Außerdem verfaßte er bisher zehn Gedichtbände in englischer Sprache, ein Auswahlband daraus wurde in Hebräisch und Englisch in Tel Aviv veröffentlicht. Nach seiner Hinwendung zu Jesus Christus wurde Dr. Jaffin 1971 getauft. Studium der Theologie in Tübingen. Seit 1978 evangelischer Pfarrer in Malmsheim. Er hält zahlreiche biblische Vorträge und Gemeindeabende, wobei es ihm besonders um die Verkündigung Jesu Christi – auch nach dem Alten Testament – und um die Bedeutung des Alten Bundes nach dem Tod Jesu auf Golgatha geht.

Weiter sind im gleichen Verlag erschienen: „INRI – Jesus von Nazareth, König der Juden“ und „Die Welt und der Weltüberwinder“.

ISBN 3 88002 186 4

**Verlag der
Liebenzeller Mission
Bad Liebenzell**

EDITION C